UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wilhelm von Humboldt

Haym, Rudolf

Berlin, 1856

Viertes Buch. Zurückgezogenheit. Zweite Hälfte. Anderweitige Thätigkeit, Leben und Zustände bis zum Tode (1820-1835.)

urn:nbn:de:hbz:466:1-48042

Visual Library

Viertes Buch.

Zurückgezogenheit.

Zweite Hälfte.

Anderweitige Thätigkeit, Leben und Zustände bis zum Tode.

Man hätte erwarten können, daß Humboldt nach der Beendigung desjenigen Theils seines Lebens, den er selbst als eine bloße Episode anzusehen geneigt war, seinen alten Plan einer Rückkehr nach Italien ausführen werde. Mehr als Ein Verhältniß indeß band ihn an die Heimath. Gleich nach seiner Verabschiedung war es die Ordnung seines Dotationsgeschäftes, was ihn zurückhielt, weiterhin die Anhänglichkeit an seine Familie. Denn schon seit dem Jahre 1815 war die eine seiner Töchter an den Obrist-Lieutenant von Hedemann verheirathet; zu Anfang des Jahres 1821 kehrte auch Bülow von London zurück, trat in das auswärtige Departement und verband sich mit Gabriele von Humboldt. Theodor von Humboldt lebte, gleichfalls verheirathet, in Schlesien. Der jüngste Sohn, Hermann, sollte in der Nähe der Eltern erzogen werden; eng an die Eltern angeschlossen lebte die älteste Tochter Caroline im Hause.[1]) So behauptete das Leben sein Recht und überwog die Sehnsucht nach den Grabhügeln an der Pyramide des Cestius; so mischte sich in die Liebe zu den Angehörigen die Heimathsliebe und trug es davon über das Verlangen nach dem Himmel von Rom und Albano.

Allein ein noch tieferer Zug der Treue gegen das Vergangene, eine noch idyllischere Vorstellung entschied den Entschluß Humboldt's. Er gedachte sein Leben jetzt an einem viel früheren Punkte wiederaufzunehmen als bei der römischen Epoche. Bis zu dem ersten Glück seiner Jugend, bis zu den Flitterjahren seiner Ehe wollte er zurück-

1) Vergl. zu diesen Familiennachrichten: Briefe an eine Freundin (Erste Auflage) I. 40; an Stein 5. März 1822 bei Pertz, V. 695; Alexander von Humboldt im Vorwort zu den Sonetten von Wilhelm von Humboldt S. XV; Schlesier, II. 560.

kehren. Sein zweiter Rücktritt aus dem öffentlichen Leben sollte sein wie sein erster. Süßer noch schien ihm in der Erinnerung, was er einst in Auleben und Burgörner, als was er später in Rom genossen. Er wollte ganz nur „mit ihr, und eingeschlossen in diesem häuslichen Dasein," ganz so „vereinzelt auf einander" leben, wie es im Beginn, in den ersten neunziger Jahren, der Fall gewesen war.

Zum Schauplatz dieses Idylls aber erwählte er Tegel. Es war der Schauplatz seiner Kinderjahre gewesen. Leicht war von hier aus die Hauptstadt zu erreichen, mit der ihn mannigfache gelehrte und gesellige Beziehungen verbanden. Der Ort gewährte zugleich, bei der mäßigen Entfernung von nur zwei bis drei Stunden, den Vortheil vollkommener ländlicher Abgeschiedenheit. Die Lage desselben war nicht ohne Anmuth. Man darf in Tegel nicht an Ariccia; man darf an den Ufern der Havel nicht an die Rebengelände des Rhein oder Neckar denken. Aber die Natur hat Alles für den Ort gethan, was sie in der Mark zu thun im Stande ist. Wer aus dem Kiefernwalde der sandigen Ebene Berlins heraus- und in Tegel eintritt, der ist erstaunt, von schön bepflanzten Hügeln einer weiten Aussicht über die zum See ausgebreitete, von bewachsenen Inseln durchschnittene Havel zu genießen. Die Kunst hat der Natur nachgeholfen. Pflanzungen und Anlagen hatten schon zu Friedrich's II. Zeiten das Tegel'sche Schlößchen, ein Jagdschloß des großen Kurfürsten, umgeben. Durch Humboldt's Vater waren Park- und Gartenanlagen erweitert worden. Jetzt war das Busch- und Baumwerk des Parks dicht geworden, alte, stattliche Bäume beschatteten das Schloß, und Kastanien- und Platanen-Alleen durchschnitten in verschiedenen Richtungen das Feld. Die Räume aber des Hauses waren dem jetzigen Besitzer zu eng. Er beschloß, ein neues und geräumigeres herzurichten und dasselbe kunstsinnig auszuschmücken. Der geschmackvolle Bau, wie er im Anfange der zwanziger Jahre ausgeführt wurde, war das Verdienst des Baumeisters; die innere Ausstattung war Humboldt's.[1]) Nicht mehr wie einst unter freiem Himmel konnte er die Statuen und Götterbilder schauen. Er wollte

1) Eine Ansicht von dem Aeußeren wie von dem Inneren des neuen Schlosses findet man bei Schinkel, Sammlung architektonischer Entwürfe, Bd. I. S. 49 und 50.

sie dennoch nicht missen; er wollte ein Stück wenigstens von Italien nach seinem Lieblingsaufenthalte versetzen. Alles daher, was er von Antiken und Gypsabgüssen in Rom und sonst erworben hatte, wanderte nach Tegel; die Gemälde blieben in seiner Wohnung in der Stadt. Nur mit dem, was ihm das Liebste war, wollte er sich dort umgeben; ja, nun erst hing er mit doppelter Liebe an dem Orte, wo ihm vergönnt war, „unter lauter schönen Gestalten umherzuwandeln.“ [1])

Hätte er nur seine eigene Neigung zu befragen gehabt, er hätte Tegel auch im Winter nicht verlassen. Häusliche Verhältnisse, vornehmlich die Rücksicht auf seine Frau, bestimmten die Jahresordnung dahin, daß der Winter regelmäßig in der Stadt zugebracht werden sollte. Auch dem Sommeraufenthalt in Tegel jedoch mußte anfangs noch mancher Monat entzogen werden. Wiederholt forderten die neu übernommenen schlesischen Besitzungen in den ersten Jahren eine längere, die Güter im Mannsfeld'schen und Magdeburgischen eine kürzere Anwesenheit. Nicht ungern mochte er und mochte namentlich Frau von Humboldt in dem alten Burgörner verweilen, dem Orte, welcher Zeuge ihres ersten glücklichen Zusammenlebens gewesen war. Der Aufenthalt in Ottmachau bot andere Reize; denn von den Hügeln an den Ufern der Neiße sah man hier über fruchtbare Aecker und Auen nach dem Höhenzuge der schlesischen, böhmischen und mährischen Gebirge. Von Burgörner aus konnten die Freunde in Weimar und Jena, in Rudolstadt und Schulpforte besucht werden. Die schlesische Reise gab zu ähnlichen Besuchen, in Breslau und Glogau Gelegenheit. In Ottmachau aber wie in Burgörner fanden sich dann mehr als Ein Mal alle Glieder der Familie zu dem heitersten und ungetrübt glücklichsten Zusammenleben ein; wie weit und gastlich die Räume waren, kaum daß sie immer für die sich drängende Zahl der Besucher ausreichten.

Im Jahre 1824 inzwischen war der Bau des neuen Hauses in Tegel vollendet. Von nun an daher, um den Lieblingsaufenthalt in der schönen Jahreszeit so wenig wie möglich zu verlassen, wurden

1) Briefe an eine Freundin, I. 25, 130, 206 ff., 218, 256. An Gentz 21. Mai 1827 in Gentz' Schriften von Schlesier, VI. 292. Vgl. Schlesier I. 6. 7 und II. 413.

die Reisen nach den entfernteren Gütern mehr und mehr abgekürzt, sie wurden in den Frühling und Herbst, ja die Thüringer Reise in die Wintermonate geschoben. Bald indeß stellte sich eine andere Störung ein. Im Jahre 1826 mußte Frau von Humboldt zum ersten Male das Gasteiner Bad gebrauchen; schon im folgenden Jahre wurde die Reise nach Gastein von beiden Gatten gemeinschaftlich unternommen, eine Reise, die denn auch zu einem Aufenthalt in dem kunstgeschmückten München Veranlassung gab. Recht eigentlich ein Reisejahr vollends war das Jahr 1828. Herr von Bülow nämlich war zum Gesandten in London ernannt worden und schon seit längerer Zeit nach dem Ort seiner Bestimmung abgegangen. Ihm Frau und Kinder nachzubringen, wurde nun eine große Tour projectirt. Auch von der ältesten Tochter begleitet, reiste man Ende März von Berlin über Paris nach London. Noch Ein Mal machte sich bei Humboldt die alte Reiselust geltend. Es war ihm eben recht, wenn doch das Landleben unterbrochen werden mußte, es vorübergehend mit einem Aufenthalt in den beiden Weltstädten zu vertauschen, die ihm beide so genau bekannt und durch sich selbst wie durch ihre Bewohner interessant waren. Mehrere Wochen verweilte man in Paris, und ganz wie ehemals gab sich Humboldt dem bewegten Treiben des Pariser Lebens hin; mit demselben aufmerkenden und eindringenden Sinn für Menschen und Dinge wie vor dreißig und vierzig Jahren, mit vollkommen jugendlicher Beweglichkeit machte er seine Excursionen durch die wimmelnden Straßen der Hauptstadt, suchte er die zahlreichen alten Bekanntschaften auf und knüpfte er neue Verbindungen an. Wie in Paris, so in London. Er war hier, von Calais aus, am 19. Mai mit den Seinigen angekommen. Nahe an zwei Monat dauerte der Londoner Aufenthalt, während dessen sich die mannigfachsten öffentlichen, socialen und wissenschaftlichen Interessen um so ruhiger verfolgen ließen, als das Haus- und Familienleben des Schwiegersohns einen gemüthlichen und sicheren Anhalt bot. Für Humboldt selbst freilich hätte es dessen kaum bedurft. Er stand in London in bestem Andenken. Mit Auszeichnung wurde er insbesondere von König Georg IV. behandelt: er ward von diesem durch eine Ordensverleihung und mehr noch dadurch geehrt, daß sein Bild, von dem Maler Lawrence gemalt, in der Windsorhalle einen Platz neben denen der Monarchen, der Feldherrn und Staatsmänner

der Befreiungszeit erhielt. Nichtsdestoweniger sagte offenbar das Pariser Leben und das französische Wesen unserem Reisenden mehr zu als das englische. Obgleich man auch in diesem Jahre noch einen Gasteiner Badeaufenthalt vor sich hatte, so ging man doch auch auf dem Rückwege abermals über Paris und verlebte dort eine so angenehme Woche, daß der Gedanke auftauchte, wieder einmal auf ein ganzes Jahr sich häuslich daselbst niederzulassen. Drei Tage nahm weiterhin der Aufenthalt in München fort: erst Mitte August hatte man Salzburg und Gastein erreicht. Langsam und auf Umwegen wandte man sich endlich der Heimath wieder zu. Es war in den ersten Tagen des October, als man in Berlin anlangte. Auch nach der großartigen Natur, die man verlassen, hatte das bescheidene Tegel seine Anziehungskraft nicht verloren. Noch im Spätherbst richtete man sich auf wenige Wochen daselbst zu ländlichem Stillleben ein, um erst im November die Berliner Winterquartiere zu beziehen. [1])

Wie sehr aber hatte dies Welt- und Reiseleben unseren Freund aus seinem gewöhnlichen Geleise herausgeworfen! Was er jetzt am meisten scheute, Straßen und Gesellschaftszimmer, das hatte er in Paris und London am wenigsten vermeiden können. Sein Leben daheim war das Leben eines Gelehrten. Es war das regelmäßigste und arbeitsamste, das man sich denken kann. In seiner Studirstube von Büchern und Papieren umringt, sitzt er vom Morgen bis nach Mitternacht an seinem Pulte. Er verläßt sein Museum nur in den Mittags- und Abendstunden, um mit den Seinigen zu verkehren, selten, um einen alten Bekannten zu besuchen, seltener, um eine unvermeidliche Gesellschaft mitzumachen. Der Wechsel des Aufenthalts bringt nur geringe Veränderungen in diese einförmige Regelmäßigkeit. Ebenso der Wechsel der Jahreszeit, nur daß ihn der Winter noch fleißiger und noch häuslicher macht. Denn auf dem Lande ruft ihn wohl zuweilen ein Besuch aus der Stadt von seiner Arbeit hinweg, oder er macht gegen Sonnenuntergang einen Spaziergang an der Seite seiner Frau. Im Winter dagegen und in der Stadt lockt ihn selbst die Märzsonne nicht hinter seinen Büchern hervor; den Anblick des Januarschnees verschließt er sich durch vor-

1) S. den Reisebericht in den Briefen an eine Freundin, I. 339. 344 ff.

gezogene Gardinen; auch der Gewohnheit seiner früheren Tage, in sternenhellen Nächten die Straßen zu durchwandeln, hat er entsagt. „Meine Arbeiten," schreibt er, „sind mein Leben." Und es ist so, wie er ein andermal schreibt, — er sei beschäftigter als die Meisten selbst von denen, die viel mit Geschäften beladen seien. Kaum daß er die Besorgung seiner umfangreichen Privatangelegenheiten und die Führung seiner ausgebreiteten Correspondenz in Rechnung bringt. Ihm genügen für diesen Theil seiner Thätigkeit die späten Nachtstunden: die übrige Zeit des Tages gehört ausschließlich seinen Studien. Und hier wieder verfährt er mit der strengsten Ordnung und Oekonomie. Er hat Alles, was ihn umgiebt und womit er in Berührung kömmt, er hat, wie sein inneres Sein, so vor Allem seine wissenschaftliche Thätigkeit in ein bestimmtes System gebracht. Ja, er faßt es als sittliche Aufgabe, auch hierin in einem festen Geleise zu gehn, selbst das Unbedeutende in Regel und Norm zu pressen, am wenigsten der wechselnden Lust oder Unlust zu folgen. „Denn nichts," so sagt er, „ist mir so zuwider, als das bloße launige Wechseln der Ideen, oder das blinde Herumtappen." [1])

Unterbrach nun äußerlich und auf eine kurze Zeit die Londoner Reise den geregelten Gang dieses Familien- und Gelehrtenlebens, so war um so mehr dafür gesorgt, daß dasselbe nicht dauernder und durch wichtigere Ablenkungen gestört würde. Gesorgt war dafür gleich sehr durch die Gesinnung des Mannes wie durch die Verhältnisse. In der That, die Partei, welche ihn gestürzt hatte, war nicht froher, seiner los geworden zu sein, als er es war, der Dienstgeschäfte los zu sein. Er hatte es gegen seine Vertrauten nie verhehlt, daß er seine politische Laufbahn nur als etwas Accidentelles in dem Ganzen seines Lebens betrachte. Es war ihm, nach seinem eignen Ausdruck, immer eigen gewesen, „die Geschäfte gegen das innere und eigentliche Sein nur wie eine Art Nebensache zu behandeln." Unendlich höher stand ihm die Beschäftigung mit Ideen und Kenntnissen, — ohne sie „verdürben die Acten einen Menschen von Grund aus." Nur dadurch, daß er das Handeln selbst an

---

1) Briefe an eine Freundin, in zahlreichen Stellen der zwischen 1822 und 1829 geschriebenen Briefe. Auch im Folgenden entlehnen wir einzelnes Charakteristische häufig dieser Quelle.

Ideen anknüpfte, und dann wieder durch eine künstliche Spaltung seines Interesse's hatte er den Zwang zu mildern gesucht, den die Pflicht, zu handeln, seiner contemplativen Neigung auferlegte. Wie hätte nicht die wissenschaftliche Muße, die er jetzt in vollen Zügen schlürfte, ihm süßer als jemals vorkommen sollen! Wie hätte nicht der Genuß dieser Muße, die Liebe zu ihr von Tag zu Tage verstärken sollen! Er nahte sich dem Abend des Lebens. Nur die erste und die mittlere Lebenszeit fordert selbst die Ansicht des Römers für das Vaterland. Derjenige, der es sich verziehen hatte, in der thatenlustigsten Periode des Lebens sich von aller gemeinnützigen Thätigkeit zurückzuziehen, — wie hätte er sich nicht berechtigt halten sollen, nun, nachdem er die Bahn der Pflicht mit aller Entsagung durchmessen hatte, die Tage des Alters den Tagen seiner Jugend gleich zu machen? Selbst auf Stein's Zustimmung glaubte er rechnen zu dürfen, wenn er sich zu der Gesinnung bekannte, „daß man nicht vom Actentisch in's Grab taumeln müsse," und immer — so schrieb er an eben diesen Freund — sei es ihm eine widrige Idee gewesen, „bis zum Ende des Lebens an Verhältnissen Theil zu nehmen, die mit dem Moment des Todes gleichsam zu nichts würden, und von denen man nichts jenseits mit hinüber nehme."

Der Zeit nichtsdestoweniger und dem Vaterlande hätte er sich auch jetzt nicht entzogen. Er gab Stein sein Wort darauf. Eben die Zeit jedoch war so, daß sie ihm ein neues Opfer seiner individuellen Existenz ersparte. Seine Dienstentlassung war eine Verstoßung gewesen. Nicht blos aus dem Ministerium, auch aus dem Staatsrath war er durch die Cabinetsordre vom 31. December 1819 entlassen worden. Der König zwar hatte ohne persönlichen Groll gegen ihn die Maaßregel unterzeichnet, die ihm die Hardenberg und Wittgenstein als staatsnothwendig vorgestellt hatten. Sehr günstig hatte er die Erklärung des Entlassenen aufgenommen, daß er auf jede Pension Verzicht leiste. Der Kronprinz und die übrigen Prinzen des königlichen Hauses verdoppelten ihr Wohlwollen gegen den gestürzten Minister. Derselbe war dennoch ein politisch Geächteter. Nicht die günstige Meinung des Souverains, nicht sein Name und sein Charakter und seine Verdienste schützten ihn vor den Verdächtigungen der Schmalzianer und vor den Unverschämtheiten der Polizei, die ihr allmächtiges Regiment zu entfalten begonnen hatte.

Seine Briefe wurden erbrochen; seine Opposition gegen die antidemagogischen Maaßregeln genügte, auf ihn als einen Mitschuldigen der revolutionären Umtriebe hinzudeuten. Aber auch abgesehen hievon: Eins stand ihm fest, und mußte ihm feststehen, wenn er seiner Ehre und seiner Grundsätze gedachte. Mit dem Staatskanzler zugleich konnte er nie wieder an Geschäften Theil nehmen; in einer Regierung, welche sich nicht vollständig von den dermaligen Staatsmaximen lossagte, durfte er niemals wieder eine Rolle übernehmen. Es blieb ihm nur übrig, von Weitem mit patriotischer Theilnahme auf den Gang der Dinge zu blicken, auf welchen einen Einfluß zu üben ihm weder möglich noch ein Gegenstand des Verlangens war. Sein herzlichster Wunsch war, daß die allgemeinen Angelegenheiten ohne seine Mitwirkung sich zum Guten wenden möchten. Für's Erste freilich war ihm dies nicht wahrscheinlich. Besorgter und unzufriedener als selbst Stein sah er, was geschah und was unterblieb. Er kannte aus eigner Anschauung die Gebrechen der Verwaltung und die Unfähigkeit der damaligen Regierer, sie zu heilen. Seine Meinung daher war, daß es das Wünschenswertheste sei, wenn zunächst einige Jahre ohne äußere Stöße und ohne bedeutendere Neuerungen im Innern vergingen. Denn wie entschieden er für Herrichtung repräsentativer Verfassung gewesen war, so erblickte er doch nicht darin das Universalmittel zur Beschwichtigung der herrschenden Mißstimmung und Aufgeregtheit. Die Verfassung war ihm nur ein Theil, nur das letzte, abschließende Glied der allgemeinen Reform des Regierungssystems, die er für nöthig erachtete. Gerechtigkeit und Weisheit der Verwaltung hielt er für den ersten und sichersten Schutz gegen die Gefahren demagogischer Gesinnung. Verfassungsneuerungen ohne Reform der Verwaltung dünkte ihn nur eine Gefahr mehr. Er fürchtete sie doppelt, je weniger er den Geist billigte, in dem es schien, daß sie concipirt würden. Repression auf der einen Seite, liberalistische Spiegelfechtereien auf der anderen Seite, — das waren die Erscheinungen, in denen sich der Geist der Wittgenstein-Hardenberg'schen Verwaltung offenbarte. Man ward nicht müde, überall dem Gespenst von Conspirationen und Revolutionen nachzuspüren: man behielt gleichzeitig die Miene bei, als ob man die Opposition selbst von Kammern wie die französischen nicht scheuen werde. Humboldt fuhr fort, jenes Polizeitreiben als ebenso unwürdig wie schädlich zu

betrachten, und er schüttelte nun erst recht den Kopf über die Erneuerung der Verfassungsverheißung in dem Schuldenedict vom 17. Januar 1820. „Ich zittere jetzt eigentlich vor jeder neuen Einrichtung," schrieb er im März 1820 an Stein, „und es ist mir ordentlich beruhigend, daß man die Constitutionssache ganz ruhen läßt, wie es scheint." Sie ruhte indeß doch nicht. Sie sank nur, Dank den Bemühungen Oesterreichs und der Haltungslosigkeit Hardenberg's, auf ein Niveau herab, wo sie mit dem kleinlichen und feigen Polizei- und Beamtengeiste der Monarchie, mit den Reactionstendenzen Metternich's, mit der Politik der heiligen Allianz und ihrer Congresse nicht mehr collidirte. Man stellte auf der einen Seite vor, und man erwies sich auf der anderen Seite gelehrig gegen die Vorstellung, daß der Geist der Selbstregierung weder von unten her dem Volke eingepflanzt, noch die Stimme der ganzen Nation auf Einen Punkt, in Einer Versammlung concentrirt werden dürfe. Daher keine Gemeinde- und Kreisverfassung im Sinne der Steinschen Städteordnung, und daher keine Reichsstände. Auch Provinzialstände sind ja eine „Repräsentation des Volkes." Sie sind nicht mit den Gefahren allgemeiner Stände verknüpft: sie mögen die Bildung dieser, wo nicht ganz ersparen, so doch möglichst hinauszuschieben gestatten. Nur mit Mißbilligung und Besorgniß konnte Humboldt einer solchen Entwickelung zusehen. Seine principiellen Gründe gegen isolirte Provinzialstände haben wir bereits kennen gelernt. Insbesondere aber unter den dermaligen Umständen war er gegen eine solche Einrichtung. Denn noch immer, noch im Jahre 1823 sah er die erste Bedingung unerfüllt, die nach seiner Meinung jeder Verfassungsneuerung vorausgehen mußte. Noch immer war die Verwaltung nicht besser und weiser geworden. Die Blößen, die sie gab, mußten unvermeidlich die Zielscheibe der ständischen Angriffe werden. Und doch, schreibt er, müßten die ersten Versuche der Maschine ohne Reibung sein. „Ich wünsche von Herzen und hoffe, daß diese Mängel der Verwaltung durch sie selbst werden verbessert werden, allein es wäre weiser, abzuwarten, daß es geschehen, und das Vertrauen zur Verwaltung wieder erwacht und hergestellt sein wird, ehe man Versammlungen zusammenberiefe, die immer schon viel zu sehr darauf hingewiesen zu sein scheinen, zu beurtheilen und zu tadeln."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Es war im brieflichen Verkehr, vor Allem mit Stein, wo Humboldt diese Ansichten entwickelte, und seine Theilnahme an dem Schicksal der Monarchie bekundete.[1]) Wie wenig er aus eignem Antriebe sich mit diesen Dingen befaßt haben würde: niemals versagte er sich den Freunden, so oft diese die Meinung oder den Rath des erfahrenen und feinsinnigen Mannes erbaten. Seine Bereitwilligkeit zu allen guten Diensten, sein starkes Pflichtgefühl, das Herz endlich, das er für den König und das Land hatte, triumphirte alsdann über die Ansicht, daß die öffentlichen Dinge im Grunde das Gleichgültigste seien und „weder dem Geist noch dem Gemüth etwas zu geben vermögen," über jene Abwendung von den Welthändeln, die so groß war, daß er es kaum der Mühe werth hielt, eine Zeitung in die Hand zu nehmen. Nie anders als mit Geist und Gemüth, nie anders als von den höchsten Gesichtspunkten, nie anders, als mit dem eingehendsten Scharfsinn, stets treu den großen und liberalen Grundsätzen seiner staatsmännischen Praxis gab er alsdann den Fragenden Bescheid. So waren die Briefe, mit denen er Stein's Zusendungen erwiderte, so war die Ausführung, mit der er auf die Vincke'sche Denkschrift über Wiedereinführung der Provinzialminister antwortete. Hier wie dort polemisirte er gegen die das Wesen des modernen Staates und seine Lebensbedingungen verkennende althistorische Ansicht. Er gab in der letzten Schrift überdies mehr als Eine Probe, wie seine verwaltende Thätigkeit gewesen sein würde, wenn er eine Stellung wie die des Staatskanzlers eingenommen hätte. Zum Theil ist es eben die Idee des modernen Staates, von welcher seine Verwaltungsmaximen ausgehn. Es ist uns nicht neu, wie bestimmt er neuerdings die Einheit des Staats accentuirte; eine Stelle jedoch des in Rede stehenden Aufsatzes giebt es, welche klarer als alles Frühere zeigt, in welches Verhältniß sich die Anerkennung jener Einheit mit dem ehemals gepredigten Gewährenlassen der individuellen Kräfte gesetzt hat. Es ist das Verhältniß eines vollkommenen Gleichgewichts. Denn die allgemeine Maxime der Behandlung der Localverschiedenheiten, sagt er, müsse die sein, die Verschiedenheit nie da zu verletzen, wo sie individuelle Kraft, physische oder moralische,

1) Diesen oft angezogenen Briefen im 5. Bande des Werkes von Pertz haben wir auch das Thatsächliche unserer obigen Darstellung entnommen.

Wohlstand oder Charakter befördere, allein sie nie da zu dulden, wo sie, ohne dies zu thun, dem Ganzen ein Hinderniß sei. Vielmehr aber, er legt, da er es nicht mit einem Centralisten sondern mit einem Particularisten zu thun hat, die stärkere Last auf die Seite der Einheit. Diese nämlich, heißt es an einer andern Stelle, „ist eine Idee, eine in die Handlungen der Regierung gelegte Modification, und daher leicht zu zerstören. Die lebendigen Kräfte der Mitglieder des Staats vertheidigen sich selbst. Sie widerstehen, oder suchen einen rettenden Ausgang." Daher dann weiter die Forderung der Einheitlichkeit auch in der Organisation der höchsten Regierungsbehörde. Nicht nur erklärt er die Einführung von Provinzialministerien für durchaus verderblich. Auch unter den Sachministern soll Einer sein, welcher im eminenten Sinne Minister, und Minister des Staats als eines einheitlichen Ganzen sei. Kein anderer als der Minister des Innern. „Der Minister des Krieges, der Finanzen und selbst der Justiz haben Verwaltungszweige, welche selbst bei dem besten Willen und großer Einsicht dennoch zu einseitiger Einwirkung auf die Regierten führen können. Der Minister des Innern ist dazu da, diese Einseitigkeit zu verhüten." Das sind unzweifelhaft treffliche Anschauungen; noch beherzigenswerther sind die durch das Ganze verstreuten Principien allgemeinerer Art: der uns schon bekannte Protest gegen das Zuvielregieren und das Detailregieren, der Nachdruck, der dem bloßen Gesetz gegenüber auf die Behandlung und Anwendung des Gesetzes gelegt wird. Am meisten beherzigenswerth und charakteristisch endlich die damit zusammenhängende Ausführung über den Werth von Formen und Einrichtungen überhaupt, der Protest gegen Staatskünstelei und Gesetzgebungswuth. „Formen," sagt Humboldt, — und er hatte Aehnliches schon zur Vertheidigung der Hardenberg'schen Verwaltung in den Jahren 1810 bis 1812 gesagt, — „Formen sind sehr wichtig, aber sie machen die Sache nicht aus. Es kömmt sogar nicht einmal darauf soviel an, daß man die höchst vollkommne besitzt, denn auch weniger gute lassen sich durch die Art, in ihnen zu handeln, verbessern: das Hochwichtige dagegen ist, daß man Respect vor Formen überhaupt und vor den bestehenden habe, und nicht immerfort sie verändre, immer nur organisiren wolle. Die Form ist nichts ohne den Sinn, in welchem man sich

in ihr bewegt. Nur aus beiden zusammen geht gutes Verwalten hervor." [1])

Immer von Neuem lassen solche Aeußerungen den Wunsch erwachen, daß die Entfernung dieses Mannes aus der Verwaltung nur eine vorübergehende gewesen wäre. Und Einen Augenblick wirklich, hatte es den Anschein, als ob die Hoffnungen, welche die liberale Partei auf ihn zu setzen nicht aufgehört hatte, in Erfüllung gehen könnten. Hardenberg war im December 1822 in Genua gestorben. Der zu seinem Nachfolger ausersehene Herr von Voß überlebte ihn nur wenige Wochen. Da wieder, im Februar und März 1823, trat Witzleben für seinen Freund in die Schranken, und empfahl ihn dem Könige wiederholt als den Einzigen, welcher dem durch den Tod des Staatskanzlers verwaisten Posten gewachsen sei. [2]) Seine Bemühungen jedoch schlugen fehl. Man hatte mit den Reactionscongressen von Troppau, Laybach und Verona ein politisches System fortgesetzt in welchem für einen Mann wie Humboldt kein Platz war. Dem überängstlichen Monarchen lag Alles an der Aufrechthaltung seiner friedlichen, durch die heilige Allianz bezeichneten Beziehungen zum Auslande. Schon die Rücksicht auf Oesterreich und auf Kaiser Alexander mußte die Rehabilitation des Philosophen von Tegel vereiteln. Es war ihm also vergönnt, die Rolle eines Zuschauers, eines nur wenig aufmerksamen Zuschauers fortzusetzen. Um so erwünschter für ihn, da auch ohne ihn, in der That, nach dem Tode des Staatskanzlers ein besserer Geist in der Verwaltung sich zu entwickeln begann. Nicht mit uneingeschränkter Billigung, aber auch nicht ohne Hoffnung sah er die Provinzialstände endlich in's Leben treten. Nur das Beispiel Stein's, der sich zum Landtagsmarschall für Westfalen hatte ernennen lassen, hätte er nimmer nachgeahmt. Er hatte nie den Plan oder die Neigung eines Wiedereingreifens in die öffentlichen Geschäfte gehabt: — selbst der Gedanke an die Möglichkeit dazu blieb ihm seit der Mitte der zwanziger Jahre aus dem Gesichte gerückt. [3])

---

1) Ueber die Wiederherstellung der Provinzialminister, bei Dorow a. a. O. S. 15. 22. 26 und 27; vergl. an Stein vom 3. Januar 1812 bei Pertz III. 594. 595.

2) S. die Mittheilungen bei Dorow, Erlebtes III. 327 ff. und IV. 298 ff. (wiederabgedruckt bei Schlesier II. 415 ff.)

3) An Stein December 1826 u. 25. Mai 1830, bei Pertz VI. 356. u. 922.

Ganz daher besaß ihn die Wissenschaft. Er ist im Preise derselben unermüdlich und stellt immer wieder die Beschäftigung mit ihr der mit den weltlichen Angelegenheiten gegenüber. Unermeßlich sei das Feld des Wissens und Forschens und biete beständig neue Reize dar. Es fülle alle seine Stunden aus; er sehne sich, nur die Zahl dieser vervielfältigen zu können. Darin gehe oft Tage lang sein ganzes inneres Leben auf, höchstens flüchtige Gedanken entwende er diesen Gegenständen. Wirklich hatte selbst die Reise nach Paris und London seine Sprachstudien kaum unterbrochen, sie war ihnen im Gegentheil in mehr als Einer Beziehung förderlich gewesen. Mit der Philologie stand die Linguistik eben jetzt in Paris in höchster Blüthe. Hier lebte und wirkte noch immer Sylvestre de Sacy. Eine Reihe jüngerer Männer, zum Theil von diesem angeregt, hatte sich entdeckungslustig in den verschiedensten Richtungen auf das Studium der Sprachen und Schriften des Orients geworfen. Es schien, als ob der unruhige, eroberungs- und umwälzungssüchtige Geist der Franzosen sich auf diesem Gebiete einen Ausweg suche. Fast Alles, was den deutschen Sprachforscher in den letzten Jahren am lebhaftesten interessirt hatte, war durch die Forschungen der Pariser Gelehrten an ihn herangebracht worden. Er fand hier Champollion, den Entzifferer der Hieroglyphen. Er durfte sich mit Abel-Rémusat, den Begründer des wissenschaftlichen Studiums des Chinesischen über den Genius dieser seltsamsten unter den Sprachen der Erde verständigen. Er konnte mit Bournouf über die Sprache, Literatur und Geschichte Indiens, mit Jaquet über die polynesische Sprachwelt Kenntnisse und Ansichten austauschen. Schon im Jahre 1825 war er von der Pariser Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zum auswärtigen Mitgliede ernannt worden. Er trug jetzt, während seines Pariser Aufenthalts, im Institut selbst eine sprachvergleichende Abhandlung vor. Auch London war ein Stapelplatz gelehrter Sprachforschung. Seit unter Warren Hasting's Protectorat die asiatische Societät ihre Laufbahn begonnen hatte, war sie ununterbrochen um die Aufhellung der Wunder und Räthsel des orientalischen Geistes bemüht gewesen. Mit dieser Societät gleichfalls stand der deutsche Sprachphilosoph in Verbindung. Ihren Mittheilungen zum großen Theil verdankte er das Material, das ihn zur Abfassung seines letzten großen Werkes befähigte. Auch ihr hin-

terließ er bei seinem jetzigen Besuche ein Gastgeschenk. In London selbst entstand das am 14. Juni in der Societät vorgelesene Schreiben an Alexander Johnston, in welchem er die elementarsten Grundsätze der Sprachvergleichung und Sprachphilosophie den Engländern zu dolmetschen versucht.

Bei aller Concentration indeß, womit sich Humboldt dem Sprachstudium widmete, schloß ihn dasselbe von anderen wissenschaftlichen Interessen nicht aus. Es lag in der Natur dieses Studiums, und der ihm eigenthümlichen Auffassung desselben, daß es ihn mit Philosophie und Geschichte in beständigem Zusammenhang erhielt. Ohne Sprung versetzte er sich von der Untersuchung fremder Alphabete, von der Zergliederung grammatischer Formen und von der Entzifferung unförmlicher Schriftzüge in die Betrachtung des innersten Wesens des menschlichen Geistes und in die Anschauung der Anfänge aller Geschichte. Er konnte gelegentlich sagen, daß er sich nur mit Ideen beschäftige, und ein andermal wieder, daß es „eigentlich das Alterthum sei, was sein wahres Studium ausmache."

Am wenigsten, natürlich, hatte er die Griechen vergessen. Griff doch in seiner Schrift über die Urbewohner Hispaniens auch äußerlich die klassische Philologie und die Linguistik auf's Innigste ineinander, Wieder correspondirte er über Titel und Thema dieser Schrift mit Wolf.[1]) Denn mit der liebenswürdigsten Treue hielt er an dem Rest eines Verhältnisses fest, an welches auch der Andere, bei allem sonstigen Zerwürfniß mit Welt und Menschen, wie an ein Letztes sich anklammerte. Bis zu jener traurigen Reise nach Marseille, im Jahre 1824, von welcher Wolf nicht wieder zurückkehren sollte, dauerte die Communication zwischen den Beiden, stockend zwar und träge, aber im Ganzen doch ununterbrochen fort. Die Philologie bildete das leitende Medium. Bald mußte Wolf eine philologische Notiz geben, bald eine Inschrift für das in Tegel entstehende Antikencabinet liefern. Wolf ging mit dem Plan der Ausarbeitung einer griechischen Grammatik um: er fand bei dem Freunde die lebhafteste Theilnahme dafür. Zusendungen herüber und hinüber gaben mannigfachen Anlaß zu schriftlicher wie mündlicher Mittheilung.

1) S. die Nummern XC. u. XCIII. bis XCV. der Briefe an Wolf im 5. Bde. der G. W. Natürlich ist die Stellung der letztbezeichneten Briefnummern zu ändern.

Ja, eine dieser Mittheilungen, und gerade die späteste, versetzt uns noch einmal in die Blüthezeit dieses Briefwechsels. Es ist ein Brief Humboldt's aus dem Jahre 1823. Er enthält, ausführlich wie ehemals, ein Urtheil über den Charakter des Aristophanes und über das Wesen des Komischen. Der Ton ist wie er in den neunziger Jahren war, nur das Urtheil selbst erscheint reifer und zuversichtlicher.

Daß jedoch auch nach Wolf's Tode das griechische Alterthum unserem Sprachforscher stets in Sicht blieb, davon legen am meisten seine linguistischen Abhandlungen selbst durch zahlreiche Citate, Beziehungen und Ausführungen Zeugniß ab. Noch in der Einleitung zur Kawi-Sprache stößt die Erörterung über das allgemeine Wesen der Sprache immer wieder ungesucht an diesem Thema an. Man kann nicht sagen, daß der Verfasser von seinem eigentlichen Gegenstand abschweife, wenn er jetzt den Aristophanes oder den Aristoteles, jetzt den hellenischen Geist überhaupt charakterisirt. Es scheinen nur von selbst sich einstellende Reminiscenzen früherer Beschäftigung mit diesen Dingen zu sein; man wird wiederholt, in sogar wörtlichen Anklängen, an Stellen des ehemaligen Briefwechsels mit Wolf und mit Schiller erinnert; zugleich jedoch verhält es sich mit allen diesen Excursen wie es sich schon mit der späteren Redaction der Agamemnonübersetzung verhielt: sie stehen ganz und gar in dem allgemeinen Elemente und unter dem Einfluß der Sprachbetrachtung. Oftmals hatte in früheren Tagen Humboldt zu einer „Charakteristik der Griechen" angesetzt: immer war er gescheitert, niemals hatte er sie zum Abschluß bringen können. Wie anders jetzt! Unverlierbar besitzt er nunmehr das magische Wort, vor dem sich das Wesen des griechischen Alterthums erschließen muß: in der Sprache hat er den Punkt gefunden, von dem aus er ohne Schwierigkeit alle Seiten des hellenischen Charakters zu übersehen und sie abzuleiten im Stande ist. Mehr noch. Er würde jetzt ebensowenig in Verlegenheit sein, irgend eine andere Geistesrichtung, irgend eine andere Nationalität, irgend ein anderes Zeitalter zu charakterisiren. Jede erschöpfende Charakterschilderung nämlich — so exponirt und so löst er nun die Aufgabe — muß von den äußeren Erweisungen auf das innere Sein, auf die eminente Ursache der Lebensthätigkeit des zu schildernden Volkes oder Zeitalters zurückgehen. Dieser Endpunkt alles menschlichen Seins und Wirkens liegt in der Art und dem Grade,

wonach der Mensch die Wirklichkeit mit sich in Beziehung setzt; der Exponent seines Wesens und seines Werthes wird entdeckt, sobald sich darstellen läßt, wie tief und auf welche Weise er in die „Wirklichkeit Wurzel schlägt." Dies ursprünglich Charakteristische zu erfassen ist nun aber nichts so geeignet als die Sprache. Denn die Sprache ist es, welche den Menschen „bis auf den ihm erreichbaren Punkt intellectualisirt" und immer mehr der dunklen Region der unentwickelten Empfindung entzieht. Dadurch geschieht es, daß die Sprachen einen bestimmten Charakter empfangen; daran liegt es, daß an diesem der Charakter der Nation besser und heller, als an den Sitten, Gewohnheiten und Thaten desselben erkannt werden kann.[1]) Nur die Sprache ist es, mit deren Formen und Klängen immer unmittelbar zugleich das Gefühl dem Hörer überliefert wird, daß sie aus einem geistigen Grunde aufsteigt, der durch sie selbst noch nicht völlig erschöpft ist; nur die Sprache nöthigt, indem sie aus dem Tiefsten im Menschen hervorgeht, dies Tiefste aus der eigenen Individualität zu ergänzen; nur sie treibt den empfänglichen Sinn zum Zurückgehen bis auf „das Treibende und Stimmende in der Seele" an, als zu demjenigen, worin sich allererst die Individualität des Redenden vollendet.

Und die Griechen sofort werden zur Erläuterung dieser Auseinandersetzungen herbeigezogen, die Griechen sofort mittelst dieses durch die Sprache gewonnenen Kanons aller Charakteristik zu schildern versucht. Ihre Richtung war ursprünglich eine innere und intellectuelle. Ihr Sinn ging nicht sowohl auf dasjenige hin, wofür die Dinge im Gebrauche der Wirklichkeit gelten, als auf dasjenige, was sie sind und wie sie erscheinen. Fast jede ihrer äußeren Gestaltungen erinnert — oft mit Gefährdung und selbst wahrem Nachtheil der practischen Tauglichkeit — an eine innere. Eben darum gingen sie in allen geistigen Thätigkeiten auf die Auffassung und Darstellung des Charakters aus. Des Charakters, nicht blos des Charakteristischen. Denn nur durch das vollendete Eindringen in die Anschauung, in das Ganze der individuellen Erscheinung that sich das starke Gefühl ihrer eigenen Individualität Genüge. So kam es,

1) Einleitung zur Kawi-Sprache S. 212. 204. Vergl. oben Viertes Buch, Erste Hälfte, Abschnitt 4 No. 6.

daß sie durch ihre Intellectualität in die ganze lebendige Mannigfaltigkeit der Sinnenwelt, und von dieser, „da sie in ihr doch etwas, das nur der Idee angehören kann, suchten, wieder zur Intellectualität zurückgedrängt wurden. Die Richtung auf den wahren individuellen Charakter mithin zog sie immer zugleich zu dem Idealischen, zu dem Streben hin, „das Individuelle als Beschränkung zu vernichten, und nur als leise Grenze bestimmter Gestaltung zu erhalten." Daher der ästhetische Typus der Hellenen. Daher die Vollendung hellenischer Kunst. Sie ist Nachbildung der wirklichen Natur, aber Nachbildung aus dem Mittelpunkte des lebendigen Organismus jedes Gegenstandes. Sie gelang den Griechen durch die Verbindung der vollständigsten Durchschauung des Wirklichen mit dem Streben nach höchster Einheit des Ideals.[1])

Vielleicht nun gewinnt derjenige, der das Gefühl des Wesens der Sprache nie in sich rege gemacht hat, derjenige, der ohne Sinn für jenes „Stimmende und Treibende in der Seele" ist, dieser Humboldt'schen Charakteristik des griechischen Nationaltypus kaum das Verständniß ab. Vielleicht auch haben wir, indem wir nur die Spitzen der Schilderung abschöpften, ihrer Greiflichkeit und Anschaulichkeit noch mehr entzogen. Vielleicht endlich verlangt selbst derjenige, der sich vollkommen in den Augenpunkt Humboldt's hineinzustellen vermag, eine reichere Füllung des Bildes und will sich am wenigsten diejenigen Züge zur Ergänzung desselben nehmen lassen, die aus den Sitten und Thaten, aus dem häuslichen und Staatsleben des Volkes zu gewinnen sind. Um so gewisser ist diese Charakteristik charakteristisch für den, der sie entworfen hat; um so gewisser zeigt sie, wie zusammenhängend alle seine Anschauungen, wie in sich nach allen Punkten hin geschlossen das System seines Geistes geworden ist. Denn wie er die Griechen charakterisirt, so ist er selbst. Sein eignes wissenschaftliches Verfahren ist von demselben Streben beherrscht und von einem nahezu ähnlichen Erfolge begleitet, wie dasjenige, das er als das beständige und allgemeine Verfahren der Griechen bezeichnet. Wie diese nach seiner Darstellung alle Wirklichkeit behandelten, so behandelt er die Wirklichkeit der Sprache. Es wäre leicht, seine sprachwissenschaftliche Methode unter dieselbe Formel zu bringen, die

1) Einleitung zur Kawi-Sprache S. 215 ff.

er für die Eigenthümlichkeit und die geistige Methode der Griechen aufstellt. Seine Charakteristik der Griechen ist durch seine Vertiefung in die Sprache bedingt. Seine Sprachphilosophie verräth einen durch die Vertiefung in den griechischen Geist genährten und geschulten Sinn. Beides begegnet und durchdringt sich und schlingt sich wie im Kreise zusammen.

In der That, wenn er in etwas von der Form des griechischen Geistes sich entfernte, wenn die Gleichung zwischen seinem Griechenthum und seiner Sprachwissenschaft nicht vollkommen ist, so ist es nur um soviel, als er selbst den griechischen von dem deutschen Geiste für unterschieden erklärt. Während jener die äußere Anschauung, so sei, sagt er, dieser vorzugsweise die innere Empfindung zu idealisiren geneigt. Und gerade diese Seite seines Wesens ließ ihn, in ziemlich späten Tagen, noch an ein anderes Alterthum, als das griechische, noch an einen anderen Nationalcharakter als den griechischen mit jugendlicher Begeisterung sich anschmiegen. Die Sprachwissenschaft führte ihn zu den Griechen zurück: sie allererst führte ihn zu den Bewohnern des Gangesthals hin und machte diese in seinem Alter zu Rivalen des Volkes seiner Jugendliebe.

Es war im Jahre 1824, als er, — tief bereits in die Kenntniß des Sanskrit und sanskritischer Werke eingeweiht — bei einem Aufenthalt in Ottomachau an die Lectüre der Bhagavad-Gita, jener didaktischen Episode des großen indischen Epos Maha-Bharata gerieth. Schon der Genuß des Alterthums an sich, der sich ihm hier, im Indischen, von einer neuen Seite erschloß, hatte einen unendlichen Reiz für ihn. Und nun war hier, so wollte ihn dünken, wenn nicht mehr als Homer, so doch mehr als Parmenides und Empedokles. Es sei dies Gedicht, schrieb er an Gentz, wohl das Tiefste und Erhabenste, was die Welt aufzuweisen habe. Sein beständiges Gefühl bei der Lectüre sei Dank gegen das Geschick gewesen, daß es ihn habe leben lassen, dies Werk noch kennen zu lernen — ein Werk, das er um Alles nicht hätte ungekannt zurücklassen mögen.[1]) Und wieder machte sich der Trieb innigen Eindringens in eine neue Erscheinung in derselben Weise geltend, wie einst den

1) An Gentz 21. Mai 1827 und 1. März 1828 in Gentz' Schriften von Schlesier V. 291 und 300.

Chören der Tragiker und den Hymnen des Pindar gegenüber. Uebersetzend und darstellend suchte er Geist und Form der Lehre Krishna's sich völlig zu eigen zu machen. Halb im Auszuge, halb in metrischer Nachbildung war er beflissen, die Anschauung der indischen Dichtung Zug um Zug wiederzugeben, um auf dieser Grundlage alsdann den philosophischen sowohl wie den dichterischen Werth derselben zu charakterisiren. Die Arbeit — die er dann in zwei Sitzungen der Berliner Akademie vortrug — gelang ihm vortrefflich.[1]) Sie ist ein Muster klarer, vollständiger und treuer Darstellung und würde ebenso ein Muster reiner Beurtheilung geworden sein, wenn nicht die historischen Data zu dieser Beurtheilung noch allzu lückenhaft gewesen wären. Wie damals die Kenntniß indischer Literatur beschaffen war, so konnte es nicht fehlen, daß die sympathetische Stimmung, die ihn zu liebevoller Reproduction des Gedichts befähigte, ihn die philosophische Absichtlichkeit in der Composition desselben übersehen, den dichterischen Charakter desselben überschätzen ließ. Sollte nicht derjenige, der die obersten Principien der Kant'schen Moralphilosophie als unumstößlich ansah, mit freudigem Staunen eine Stimme aus grauer Vorzeit vernehmen, die die Erfüllung der Pflicht um der Pflicht willen auf's Nachdrücklichste einschärfte, und die noch für das völlige Aufgeben der Selbstheit von der Voraussetzung der sittlichen Freiheit ausging? Sollte derjenige, der aus vielzerstreuender Thätigkeit nur mit doppelter Sehnsucht nach dem Leben in Ideen zur Wissenschaft zurückgekehrt war, ein System nicht begierig in sich aufnehmen, dessen Grundlage reine Intellectualität war und welches die Erkenntniß an die Spitze aller menschlichen Bestrebungen stellte? Hatte er nicht vor Jahren selbst gedichtet, daß Gedeihn nur aus des Busens Tiefe ströme, daß Schmerz nicht immer Unglück, Freude nicht immer Glück sei? Sollten ihn die verwandten Klänge uralter Weisheit nicht mächtig ergreifen:

„Wer immer in des Selbsts Gleichheit dasselbe schauet, Ardschunas,
Wenn er empfindet Lust, wenn Schmerz, am tiefsten der vertiefet ist?"

1) Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Maha-Bharata; aus den Abhandlungen der Akademie vom Jahre 1825 — 1826 übergegangen in die G. W. I. 26 ff. Eine andre, ziemlich gleichzeitig entstandne rein linguistische Arbeit über die Bhagavad-Gita haben wir bereits oben (S. 444. Anmerkung) citirt.

War es nicht seine eigenste Gesinnung und seine eigenste Praxis, daß das Handeln, wie der Gott Krishna auseinandersetzt, den Geist fessele, und daß es daher gelte, dieser Fesseln sich zu entschlagen und im Handeln eigentlich nicht zu handeln? Drehte sich nicht auch seine Philosophie, wie diese indische, um die Scheidung des Endlichen vom Unendlichen, um das Bestreben der Wiedervereinigung Beider, um die Herstellung des Einklanges zwischen dem Einzelgeist und dem Geist des Alls? Hatte er nicht frühzeitig neben der individuellen Kraft die Bildung und das Streben nach innerem Gleichgewicht gepriesen? Durfte er nicht den Mangel dieses Zwiefachen in der Schilderung der „Dunklen" und der „Irdischen" wiedererkennen, sich selbst aber zu denen zählen, welche der Dichter als die „Wesenhaften" bezeichnet?

Und wie der philosophische Gehalt der Yoga-Lehre ihn ansprach, wie er ebendeshalb ein wenig Kant in dieselbe hineinlas und dann wieder seinen Kantianismus ein wenig nach ihr umstimmte: was Wunder, wenn ihn ebenso die lebendige Verbindung fesselte, in welcher hier Dichtung und Philosophie erschien? Was ihn einst in den Kunstdichtungen seines Schiller so mächtig ergriffen hatte, das trat ihm hier als Naturdichtung entgegen. Er stand nicht an, das seltsame Werk für das echteste und vollendetste Muster der didaktischen Gattung zu erklären. Blind zwar war er bei alle dem weder gegen die Geschmacklosigkeiten der Dichtung, noch gegen die Excentricitäten der vorgetragenen Lehre. Sein Entzücken über die Erhabenheiten jener und über den Tiefsinn dieser ruhte auf zu klarem Grunde als daß er in den Fehler der Novalis und Windischmann, in jene von Göthe mit Recht verspottete Indomanie der Romantiker hätte verfallen sollen. Er vergaß nicht, die Abgeschmacktheiten und Ueberschwenglichkeiten leise hervorzuheben, welche die poetischen wie die religiösen Vorstellungen der Bhagavad-Gita charakterisiren. Er sprach niemals von den Indern mit jener rückhaltslosen Bewunderung wie von den Griechen, ja ausdrücklich rügte er an ihnen den Hang zu nihilistischer Grübelei und zu abenteuerlichem Mysticismus.[1]) Aber demungeachtet war die Beschäftigung mit jener indischen Dichtung ein

1) S. z. B. Ueber die unter dem Namen ꝛc. a. a. O. S. 72 und Einleitung zur Kawi-Sprache S. 100. 101.

süßes Gift für seine geistige Constitution. Einen stärkeren Einfluß als auf sein Urtheil übte dieselbe auf die allgemeine Stimmung seines Gemüths. Es war derselbe Einfluß, den auf die meditative Anlage der Inder der Glanz eines wolkenlosen Himmels und die schweigende Nacht der Wälder ausgeübt hatte. Von Natur war sein Geist dem indischen wahlverwandt. An Feinheit, an Unterscheidungs- und Abstractionskraft war sein Verstand wie der Verstand derjenigen, die lange vor dem Aristoteles die ältesten Systeme der Logik geschaffen und welche zuerst in der Grammatik den Formen und Gesetzen der Sprache nachgespürt hatten. Es lag in ihm dieselbe Neigung zu einsamem Nachdenken, zur Einkehr in die Innerlichkeit und zur Abwendung von praktischer Thätigkeit, welche allmälig die Helden des Ramayana und Maha-Bharata zu Büßern, Betern und Träumern gemacht hatte. Aus den Klängen daher der indischen Dichtung wölbte sich über seinem Haupte der indische Himmel zusammen, und unvermerkt schmeichelten sich ihm die Anschauungen ihrer Vertiefungs- und Entsagungslehre in die Seele. Wie Musik wiegten ihn die Verse der Bhagavad-Gita ein; er fühlte jenen weltabgewandten Gleichmuth und Frieden in sich wachsen, der aus jeder Zeile in derselben athmet. Ausdrücklich sprach er es aus, daß er den „Vertieften," von denen dort die Rede ist, so unähnlich nicht sei, und mit Vorliebe brauchte er von nun an für die Schilderung seiner eignen inneren Zustände Ausdrücke und Wendungen, die den Worten Krischna's an Ardschunas entlehnt waren.

War er aber wirklich solch' ein Vertiefter, so konnte er selbst in der Beschäftigung mit der Wissenschaft mit Nichten ein Letztes erblicken. Auch das, so schrieb er an Gentz, gehe nur nebenher, und sei nicht das eigentliche Ziel. In sich und in Ideen reifer zu werden, um „durch Ideen aus dem Leben herauszureifen," — das war das Ziel. Noch weniger als an seiner ehemaligen politischen reizte ihn an seiner wissenschaftlichen Thätigkeit der Ruhm. Nur gelegentlich und auf äußere Veranlassung theilte er dem Publicum von den Früchten seiner Studien und seines Nachdenkens mit. Er liebte die Wissenschaft um ihrer und um seiner selbst willen; er liebte sie, weil sie ihn in der Bahn der Ideen fortrücken machte, und er liebte die Ideen nicht zum wenigsten deshalb, weil sie ihn in das Gebiet der tiefsten Gefühle versetzten. Für dies individuelle Gefühlsleben aber

gab es auch noch andere Quellen, und er war eifrig, sie auszuschöpfen. Er fand, daß dasselbe am reichsten und unmittelbarsten im Wechselverkehr von Gemüth zu Gemüth gedeihe. Alle Tage seines Lebens hatte er deshalb dem Cultus der Liebe und Freundschaft gehuldigt. Keine Stätte aber, welche diesen Cultus besser getragen hätte, als der Boden des weiblichen Gemüths. An das Weibliche sich anzulehnen war ein tiefes Bedürfniß seiner Natur; er verstand sich auf das Empfinden schöner Weiblichkeit wie kein zweiter Mann; dort liege, sagte er, „das Erkennen alles Schönen in Menschheit und Natur, ja das entschleierte Wesen alles seelenvollen Lebens, so weit es auf Erden wahrnehmbar sei." Er schrieb diese Worte an Caroline von Wolzogen. Sein Verhältniß zu dieser beruhte ganz auf jenem Bedürfniß; nicht minder das seit den Tagen in Göttingen und Mainz fortgesponnene zu Therese Huber, der ehemaligen Gattin Forster's. Ein Verhältniß ähnlicher Art war das zu jener Freundin, deren Briefe ihm auf einmal zur Zeit des Wiener Congresses unerwartet eine der anmuthigsten Episoden seiner Jugend zurückgerufen hatten. Es trifft sich, daß gerade dies Verhältniß durch die Veröffentlichung der „Briefe an eine Freundin" vollkommen durchsichtig vor uns liegt.[1])

Wir wissen bereits, wie jene Jugenderinnerung im Jahre 1814 auf Humboldt wirkte. Hätte es aber für sein Interesse an der Briefstellerin noch eines Reizes bedurft, so wäre derselbe reichlich in den eigenthümlichen Schicksalen derselben enthalten gewesen. Es waren die Schicksale eines weiblichen Wesens, dessen Reizbarkeit der herrschenden Krankheit des Zeitalters zum Opfer gefallen war und das für die empfindsame Ueberspanntheit, die durch Erziehung und Lectüre in ihr genährt war, durch ein Leben büßte, seltsamer und romanhafter als der Roman der Clarissa. Kurze Zeit nämlich nach jener Pyrmonter Begegnung hatte Charlotte Diede sich ohne Neigung verheirathet. Nur fünf Jahre hatte die kinderlose Ehe gedauert, als sie selbst durch einen Entschluß der Verzweiflung die Verbindung auflöste. Ihr Herz hatte sich während der Ehe einem jungen Manne zugewandt, für den es sich geschaffen glaubte. Es

1) Bekanntlich sind diese Briefe seit ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1847 nicht weniger als sechsmal aufgelegt worden.

gab nur einen Weg, sich zu befreien. Charlotte brachte das Opfer ihres Rufes, indem sie sich selbst vor Gericht einer Schuld anklagte, von der ihr Gewissen sie freisprach. Die Enttäuschung folgte dem Fehler auf dem Fuße. Sie begehrte nichts, als in der Nähe des geliebten Mannes das Glück reiner Freundschaft zu genießen, und glaubte, sich durch ihren Schritt ein Recht auf die Erfüllung dieser Träume erworben zu haben. Sie mußte statt dessen erfahren, was Clarissa an Lovelace erfuhr, daß ihre empfindsamen Wünsche mißverstanden und verspottet wurden, und daß ihr Benehmen nur die Zudringlichkeit männlicher Leidenschaft ermuthigt hatte. Um ihr Herz von der Bitterkeit der Täuschung und sich selbst vor den Anforderungen des ungestümen Werbers zu retten, blieb ihr nichts übrig als zu fliehen. Sie wandte sich nach Braunschweig. Da jedoch trafen sie, um ihre Lage noch prekärer zu machen, schwere pecuniäre Verluste. Sie war genöthigt, für ihre Subsistenz zu arbeiten. Von Geschicklichkeit und Geschmack unterstützt, verfiel sie auf die Fabrication künstlicher Blumen und siedelte sich mit dieser Industrie nach Kassel, der damaligen Hauptstadt des Königs von Westfalen über. Die Luxusbedürfnisse des Jérome'schen Hoflebens brachten ihr Geschäft in Schwung, und unter dem Einfluß einer Zeit, die soviel Vergangenes vergessen machte, vergaßen sich auch die Gerüchte und verstummten die Verläumdungen, zu denen ihr früheres Leben Anlaß gegeben hatte. Aber ihre Buße war noch nicht vollendet. Was für so viele Andre ein Gegenstand der Freude war, die Vertreibung der Franzosen, die Rückkehr des Kurfürsten und seines Hofes, war für die Arme ein neuer und harter Schlag. Eine Welt und eine Gesellschaft tauchte nun wieder auf, die nicht gemeint war, den Thorheiten ihrer Jugend Amnestie zu bewilligen. Familienhaß und der Stachel der Verletztheit verband sich mit der tugendrichterlichen Laune des Publicums, um von Neuem über Charlotte die Acht auszusprechen. Von aller Welt gemieden, sah sie auch ihren Erwerbszweig darniederliegen. Hülflos, arm, krank, und der Verzweiflung nahe, folgte sie jetzt, und diesmal zu ihrem Glück, einer Eingebung desselben empfindsamen Herzens, das die Quelle ihres Unglücks gewesen war. Sie erinnerte sich des Freundes von Pyrmont und eröffnete sich demselben in einem Briefe. Ihr Vertrauen hatte sie nicht getäuscht. In der zartesten Weise trug ihr

dieser zunächst Rath und Hülfe an, und bis an's Ende ihres Lebens gewährten ihr fortan die Briefe desselben den Genuß eines Glückes, welches die Träume ihrer Jugend mehr als erfüllte.[1])

Schon im Jahre 1816 hatte Humboldt in Frankfurt die Freundin wiedergesehn. Immer hatte seitdem von Zeit zu Zeit eine brieflliche Mittheilung das Verhältniß in Gang gehalten. Er beschloß jetzt, nun er völlig von Geschäften frei war, es geflissentlicher zu pflegen und es förmlich zu einem Theil seines Lebens zu machen. Durch zwei, im Frühjahr 1822 von Burgörner aus rasch hintereinander geschriebene Briefe ermunterte er die schüchterne Zurückhaltung der Freundin. Ihre Antwort bewies ihm von Neuem, daß er sich hier ein Glück und einen Genuß bereiten könne, den er um Alles nicht von sich weisen dürfe. Darin, daß ein weibliches Gemüth ihm die ersten Empfindungen der jugendlichen Brust heilig und vertrauensvoll bewahrt hatte, erblickte er eine Gabe des Schicksals, die es werth sei, dankbar entgegengenommen zu werden. „Wenn das Schicksal," schrieb er an Charlotte, „so etwas für zwei Menschen aufbewahrt hat, muß man es nicht hinwelken lassen, sondern erhalten und in Vereinigung bringen mit allen äußeren und inneren Verhältnissen." Er machte ihr also den Vorschlag, einen brieflichen Verkehr eintreten zu lassen, der die Stelle persönlichen Umgangs ersetzen könne. Mit jenem fast pedantischen Sinn für verständige Regelmäßigkeit, der ihn von den philologischen Studien in die Geschäfte und von den Acten in's Leben begleitete, setzte er die Ordnung des Briefwechsels fest, richtete er das ganze Verhältniß ein, wie man ein Hauswesen einrichtet. In die erste Verständigkeit und das gereifte Ideenleben seines Innern flicht er auf diese Weise ein Stück jener Empfindsamkeit, welche aus der Zeit seines Knaben- und Jünglingsalters in ihm nachklingt. Mit der aufrichtigen Theilnahme und der herzlichen Hülfsbereitschaft, womit er der Freundin entgegenkömmt, verschmilzt jene sublime Genußsucht, zu der die Natur ihn angelegt und die er immer mehr sublimirt hat. Er darf mit Wahrheit sagen, daß er sich der Freundin nicht in selbstsüchtigen Absichten

1) Die obigen Angaben über das Leben der Briefstellerin nach den Mittheilungen eines Ungenannten in den Blättern für literarische Unterhaltung, 1848 No. 108 und 109.

nahe, und es ist dennoch gleich wahr, wenn er ihr ein andermal versichert, daß sie in diesem Verhältniß keineswegs blos die Empfangende sei. Denn in der That, er war entschlossen, aus ihrer Hingebung und Treue, aus ihrem Wesen und dessen vertrauender Mittheilung soviel Genuß für sich zu schöpfen, als irgend möglich wäre. Deshalb veranlaßt er sie, sich ihm in den tiefsten Falten ihres Herzens und Geistes zu eröffnen, er bittet sie und erreicht es, daß sie ihm eine ausführliche Erzählung ihres früheren Lebens und ihrer inneren Entwickelung giebt. Er findet kein Arg dabei, ihr Geheimnisse zu entlocken, für deren unverbrüchliche Bewahrung die tiefe Zuverlässigkeit seines eignen Busens Bürgschaft leistet. Er darf glauben und darf mit Recht glauben, daß es keine Versündigung an dem weiblichen Vertrauen sei, wenn er jene Lebens- und Entwickelungsgeschichte wie eine psychologische Studie behandelt; denn er behandelt sie so, ohne dabei auch nur einen Augenblick aus dem innigsten Mitgefühl für die Verfasserin der Bekenntnisse herauszutreten; es ist ein Studium, nicht der Neugierde, sondern eines durch Liebe und Zartsinn geadelten Interesses, — das Studium eines Mannes, der, was ihm irgend innerlich wahlverwandt war, nicht anders als mit allen Kräften des Gemüthes, bis in alle Tiefen hinein zu verfolgen gewohnt war und der den Schatz schöner Weiblichkeit, wie er sich selbst rühmt, „in dem ganzen unentweihten Hauche seiner Zartheit“ zu ehren verstand.

Es kam hinzu — und dadurch erst wird eine richtige Beurtheilung seines Verhaltens möglich — daß die Persönlichkeit der Briefstellerin den Freund keineswegs nur wohlthuend berühren konnte. Die bitteren Erfahrungen ihres Lebens hatten ihr reizbares Herz nur reizbarer gemacht. Körperliche Kränklichkeit that das Ihrige, die Saiten ihres Innern noch mehr zu verstimmen. Mehr als einmal daher mußte sich die Heiterkeit und der Gleichmuth des Glücklichen durch die immer zurückkehrende unruhvolle Angst, durch den Trübsinn, das Verzagen und die Beklommenheit der Freundin beeinträchtigt fühlen. Ein egoistisches Gemüth würde sich davon abgewandt und auf die Dauer der Mitleidenschaft an derartigen Zuständen überdrüssig geworden sein. Es ist rührend, zu sehen, wie Humboldt diejenige, die ein unverjährbares Recht auf seine Zuneigung erworben hat, in diesen, den seinigen so durchaus hetero-

genen Stimmungen erträgt und stützt. Unermüdlich versucht er die Kraft des milden, herzgewinnenden Zuspruchs, hebt sie hinauf in die heitere Region seiner eignen geistigen Existenz und läßt gelinde Zurechtweisung mit der Ermunterung abwechseln, daß sie an ihm sich aufrichten und stärken möge. Es kann bei der völligen Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Lebenslage an Differenzen der einschneidensten Art, es kann von ihrer Seite an Auffassungen und Aeußerungen nicht fehlen, die ihm unbequem, ja abstoßend sind. Auch das läßt er sich nicht irren. Der Ursprung und letzte Grund des Verhältnisses ist und bleibt ihm gegenwärtig; von da her schöpft er beständig die Geduld und Milde, die Treue und Liebe, die Lücken des gegenseitigen Verständnisses zuzudecken oder zu verringern. Jetzt berichtigt er sie, jetzt wieder läßt er sie in ihrer Eigenthümlichkeit gewähren, und verzichtet, sie zu überreden oder zu ändern. Mit der liebenswürdigsten Accomodation steigt er zu ihrer Gefühls- und Auffassungsweise herab, überwindet er sich, ihr selbst in solchen Dingen zu willfahren, die ihm nicht angenehm sind. Er ist der liebevollste Seelsorger, der beste Beichtvater, der geduldigste Lehrer, der verständigste Rather und Helfer. Durch zwanzig Jahre hindurch wankt er keinen Augenblick in seiner Gesinnung. Kein Wechsel des Aufenthalts, kein Schicksal, das ihn selbst betrifft, keine Veränderung seiner Lage oder Beschäftigung ist im Stande, den Briefwechsel zu unterbrechen oder dem Ton des Verhältnisses einen wirklichen Mißklang beizugesellen. Er schreibt ihr von Tegel wie er ihr von Paris und London schreibt; er versagt sich die Freude nicht, sie auf der Reise im Jahre 1828 in ihrer bescheidenen und sauberen Häuslichkeit noch einmal persönlich aufzusuchen, um sich bis in's Kleinste ein Bild ihrer täglichen Existenz zu verschaffen. Er schreibt ihr in gesunden wie in kranken Tagen. Der letzte ist wie der erste Brief: Ein Ton, Eine Haltung, eine und dieselbe Liebe und Treue geht gleichmäßig durch sie alle hindurch.

Wohl daher mochte die Freundin diese Briefe als einen Schatz betrachten, aus dem sie Trost, Erhebung und Erleuchtung schöpfen könne, und mochte durch das Glück eines solchen Verhältnisses sich mit Schicksal und Verhängniß ausgesöhnt fühlen. Daß Humboldt durch eben diesen Briefwechsel immer zugleich auch für sein eignes Wesen und Bedürfen Befriedigung suchte, ist darum nicht minder

gewiß. Nicht blos, daß ihm immer von Neuem die liebevolle Ergebenheit und Verehrung, die „zart-innige Theilnahme" der Freundin, unendlich wohlthut: ein Meister in der Kunst, glücklich zu sein indem er glücklich macht, weiß er selbst ihre weibliche Schwäche und selbst das Mangelhafte des Verhältnisses in's Erfreuliche herumzuwenden. Alle Milde und Sanftheit, die in seinem Wesen ist, darf sich hier ungescheut und ohne Anstoß entfalten. Er kann sich, einem Weibe gegenüber, welches jedes seiner Worte mit ganzem Herzen aufnimmt, in vollkommener Freiheit „gehen lassen;" er kann sich, alles Zwanges ledig und nur von weiblicher Verehrung belauscht, in dem reinen Austausch von Gefühlen, Gedanken und Gesinnungen wiegen. Er kann zu ihr reden, „wie er zu sich selbst redet;" er kann mit den momentansten und unbedeutendsten Regungen, mit den Nachklängen seiner ernsteren Geistesthätigkeit, mit den Stimmungen, Einfällen und Bildern, die sich am Schluß des Tages ungesucht einstellen, vor ihr wie vor seinem eignen Geiste spielen. Er kann sich vor Allem mit dem Bewußtsein schmeicheln, daß er über diese Seele eine unbedingte Herrschaft und eine Alleinherrschaft ausübt. Er weiß, daß, wenn er im Ton der sanftesten Bitte spricht, ein unwiderstehlicher Befehl ausgesprochen ist. An dieser Abhängigkeit der Freundin von ihm hat er sichtlich ein ungemessenes Wohlgefallen. Mit einer Kunst, welche etwas von derjenigen hat, womit sonst nur das Weib ausgerüstet ist, um dem Willen des Mannes etwas abzugewinnen, die aber um so stärker ist, weil sie die ganze Bestimmtheit eines männlichen Charakters hinter sich hat, leitet er die Freundin in den Kreis seines Wesens und in die Bahnen seines Wollens. Sein Eingehen auf ihre Wünsche, sein Herabsteigen zu ihren Schwächen hat, genau angesehen, eine zwar leise bezeichnete aber fest bestimmte Grenze. Mit mildem Wort und mit freundlicher, aber zwingender Wendung lehnt er gewisse Bitten von sich, weist er das ganz Unbequeme zurück, schneidet er gegen einzelne ihrer Wünsche und Ansichten ab. Ja, er bestimmt, er lenkt und gouvernirt sie wie ein Kind; bis in's Nichtigste und Gleichgültigste hinein schreibt er ihr die Regel ihres Verkehrs mit ihm vor. Noch mehr endlich. Er will nicht allein, daß sie gehorche, sondern will, daß sie dieses Gehorchens mit dem Wort des Gehorchens geständig sei; — mit der

Unterwerfung zugleich läßt er sich die Zeichen und das Siegel der Unterwerfung ausliefern.

Ein Verhältniß jedoch gab es, um Vieles wichtiger als das eben geschilderte, ein Verhältniß, welches an Tiefe und Innigkeit weit jedes andre überbot. Wäre es uns möglich, das Bild von Humboldt's Gattin mit der Treue und Zartheit zu zeichnen, die es verlangt, so würde auch seine eigne Gestalt in noch hellere Beleuchtung rücken. Wir haben aus Schilderungen und Winken von Zeitgenossen, aus dem Wenigen, was von ihr selbst erhalten und öffentlich geworden ist, den Eindruck einer Liebenswürdigkeit und Anmuth, wie sie in der Wirklichkeit selten erscheint, wie sie zuweilen einem Dichter darzustellen gelingt, die sich aber der Beschreibung fast durchaus entzieht. In der ganzen Lieblichkeit der Jugend begegnet sie uns zuerst: ihre Wangen spielen in wunderbar schönen Farben; blendend ist der Glanz ihrer großen Augen; ihr ganzes Wesen ist Zierlichkeit, alle ihre Bewegung ist Grazie; eine „Glorie der Liebenswürdigkeit" ist über sie ausgebreitet. Was aber aus ihrem Antlitz scheint, die Milde wie das Feuer, die Güte wie die Klugheit, — es hat seinen Quell in dem bewegtesten Innern. Sie ist aus dem weichsten und doch stärksten, aus dem reichsten und reizbarsten Stoffe gemacht. Die Briefe ihrer früheren Jahre verrathen die Gluthen ihres Herzens, den Drang der Empfindung, eine bis zur Leidenschaftlichkeit gesteigerte Innigkeit. Es arbeitet in ihr das Streben, dieser Leidenschaftlichkeit Herr zu werden, das Bedürfniß, wie sie an Rahel schreibt, „Alles in sich klar zu wissen, und sollt' es das Leben kosten." Die römische Existenz sofort wirkt ähnlich auf sie wie auf ihren Gatten. In vollen Zügen trinkt sie die Luft des Südens; sie lebt nur im Elemente des Schönen; sie ist selig im freisten Kunst- und Lebensgenuß. Unter diesen Einflüssen hat der Schwung ihres Wesens nichts verloren; ihr entzündbares Herz schlägt noch immer in warmen Pulsen; dennoch ist sie reifer, milder und harmonischer geworden. Sie fühle sich, schreibt sie im Jahre 1812, geläutert und gestärkt und zu dem Genuß einer seligen Klarheit hinaufgehoben: immer tiefer habe sich in ihr „das Vermögen unendlicher Liebe" verschlossen. So fühlt sie die großen Begebenheiten jener Epoche. Tief bewegt durch die Stürme der Zeit ist sie tief gefaßt. „Wir stehen," sagt sie, „in Gottes Hand, und das eigne

Leben geht zuletzt auf in der ewigen Harmonie der Schöpfung." Mit unbegrenztem Mitgefühl begleitet sie die Streiter des heiligen Kampfes; ihr Herz ist bei allen, und bei allen ganz; in thätiger Sorge widmet sie sich den Bedürfnissen und Nöthen der schweren Zeit. Aber auch diese Zeit ist vorübergegangen. Sie darf zu stillerem und innerlicherem Leben zurückkehren. Sie hat alles Heitere und Glänzende gekostet; sie trägt es in sich, sie ist damit umgeben. Nun waltet sie, noch immer eine anmuthvolle Erscheinung, im Hause, an der Seite des Mannes, im Kreise der Ihrigen. Sie belebt und ziert jede Gesellschaft. Wer ihr naht, empfindet den Zauber ihres zarten Gemüthes, ihres offenen Herzens, ihres lebendigen Geistes; er wird inne, daß eine solche Erscheinung einzig, unfaßbar und unbeschreiblich ist.[1])

Was ein Wesen wie dieses für Humboldt sein mußte, würden wir ahnden können, wenn er es nicht selbst in Prosa und in Versen hundertfach ausgesprochen hätte. Bei der ersten Begegnung mit ihr hatte die Kühle seiner reflectirenden Natur ihm selbst das Glück zu verhehlen gesucht, das er aus dem Zusammenleben mit ihr schöpfen sollte.[2]) Im Hintergrunde der Empfindung indeß lag ihm schon damals die Ueberzeugung, daß diese die Einzige sei, mit der er ein solches Band eingehen könne, und am Ende des Lebens war ihm der Begriff der Liebe durch das schlechthin unvergleichliche Verhältniß zu ihr zu einem Begriff geworden, von dem er nicht reden mochte, um ihn nicht zu entweihen. Er lebte nur in ihr, mit ihr und von ihr. Wie unverkennbar es ist, daß die Bildung ihrer Ideen und ihrer Denkweise unter dem Einfluß seines starken Geistes stand: er wollte nur davon wissen, daß ihr Wesen ihn getragen und gebildet habe. Erst „ihrer Liebe Inbrunst" habe in ihm entzündet, was „zarteren Ursprungs" in ihm sei. Sie sei der Leitstern seines Lebens

---

1) Die Hauptanhaltspunkte zu einer Charakteristik von Frau von Humboldt bilden ihre Briefe an Rahel, bei Varnhagen, Galerie von Bildnissen, I. 143 ff., an Friederike Brun in deren „Römischem Leben," II. 320 ff., an Stein bei Pertz, VI. 401 und das daselbst mitgetheilte Gedicht: Erinnerung an Sorrento S. 697; außerdem die Aeußerungen Humboldt's in den Briefen an die Wolzogen, sowie zahlreiche Stellen seiner Sonette.

2) Caroline von Wolzogen an Schiller 11. Febr. 1790, im Nachlaß I. 372. Für das Folgende ebendas. II. 39; Pertz, V. 390; Briefe an eine Freundin, II. 7. 8.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und seines Wirkens gewesen. Auch in öffentlichen Geschäften habe sie den entschiedensten Einfluß auf seine Art zu denken und zu handeln gehabt. „Ich weiß," schreibt er an die Wolzogen, „wieviel ich ihr in den verhängnißvollen Jahren der Epoche von 1813 — 1819 in Ansichten, Richtungen, Bestrebungen verdankte." Das Gleiche spricht er gegen Stein aus; „denn," sagt er, „ihre Ansichten, ihre Grundsätze, ihre Gesinnungen leiten, stärken, befestigen, ermuntern im Ganzen; man sieht das Ziel, wohin man gelangen soll, reiner und klarer, und läßt sich durch Schwierigkeiten und Zufälligkeiten der Ausführung weniger auf Abwege bringen; auch berechnet ein Mann für sich allein weniger die echte Reinheit der Mittel, ohne die das wahrhaft Gute niemals gedeihen kann." So normirte und läuterte er an ihr das Gefühl pflichtmäßigen Handelns. So bezog er auf sie, was ihn beglückte und was er innerlich war. Ihr zur Seite gehend und den Umgang mit ihr in sein ganzes Leben verwebend, sei, „ein Hauch ihres Charakters auf ihn übergegangen," ja, sie allein sei „das Princip des gedankenreichsten und schönsten Theils seiner selbst gewesen."

Einem solchen innerlichen Zusammengehören und Zusammenhängen konnten selbst häufige äußere Trennungen wenig Abbruch thun. Mit dem engsten Ineinanderleben hatte man begonnen. Dasselbe war, mit wenigen Unterbrechungen bis zum Aufbruch von Rom fortgesetzt worden. Erst in Wien hatte man sich wiedervereinigt, gerade hier jedoch war durch die geselligen Verhältnisse des Orts ihre gemeinschaftliche Existenz am gehindertsten gewesen. Sie war äußerlich fast völlig durch die Ereignisse seit 1813 und durch die diplomatische Thätigkeit Humboldt's, durch seinen Aufenthalt im Hauptquartier, in Paris, in Wien und London unterbrochen worden. Nur vorübergehend hatte man sich in Berlin und in Frankfurt wiedergesehen. Wir wissen, wie das Verlangen, wieder, wie einst, an ihrer Seite leben zu können, ein Hauptmotiv für ihn gewesen war, den Londoner Posten aufzugeben. Erst seit seinem völligen Rücktritt von Geschäften jedoch ward diesem Wunsche Gewährung. Sein Glück war nun vollständig und ungetrübt. Das Verhältniß hatte nichts von seiner Jugendlichkeit verloren, es hatte durch die lange Entbehrung und durch den reifenden Einfluß der Jahre an Innigkeit gewonnen. Es machte ihn froh, daß er Alles, Reisen, Einrichtungen und Beschäf-

tigungen nur nach ihr richten konnte, und es war der Gipfel seines Glückes, daß selbst sein wissenschaftliches Leben sich in dem Geleise von Gedanken und Gefühlen bewegte, die er täglich und stündlich an ihrem Umgang entzünden und erfrischen konnte.

Da traf ihn der härteste Schlag. So Bitteres hatte er seit dem plötzlichen Tode seines Knaben in Rom nicht erfahren, als jetzt, nun er am Sarge seiner Frau stand. Er hatte nicht geglaubt, sie so früh verlieren zu sollen. Ihr zarter Körper zwar hatte von Jugend auf gelitten. Der Pflege ihrer Gesundheit war ein großer Theil ihres Lebens gewidmet gewesen: sie hatte die Bäder von Nocera und Rouen, von Karlsbad, Töplitz und Gastein gebraucht. Im Jahre 1818 hatte ihr Zustand zuerst die ernstlichsten Besorgnisse erregt; allein diese Besorgnisse waren wieder gewichen, ihre gute Constitution hatte allen Angriffen der gichtischen Krankheit widerstanden, ihre Geistesstärke hatte den Körper aufrechterhalten, selbst unter Leiden und Unbequemlichkeiten der lästigsten Art war ihre heitere Geduld ungetrübt geblieben. Es war ihr möglich gewesen, noch eine so angreifende Reise wie die nach den beiden Hauptstädten auszuhalten, und sie war glücklich, sich durch den Aufenthalt in London ein anschauliches Bild von der Lage verschafft zu haben, in der sie von nun an fern von der Heimath die geliebte Tochter zurücklassen mußte. Von Gastein jedoch war sie krank zurückgekehrt. Den ganzen Winter über von 1828 auf 1829 war ihr Zustand im höchsten Grade beängstigend und ließ kaum eine Aussicht auf wahrscheinliche Genesung zu. Dennoch nahm die Krankheit noch einmal eine Wendung zum Bessern. Im Februar 1829 schien die nahe Gefahr ganz verschwunden. Von Neuem gab sich Humboldt den frohsten Hoffnungen hin und glaubte dem Frühling und Sommer mit Ruhe entgegensehen zu können. Es war eine trügerische Hoffnung. Am Morgen des 26. März hatten ihre schönen Lippen sich zum letzten Mal zum Abschied von dem Geliebten geöffnet: sanft und klaren Geistes, umgeben von ihren Lieben war sie entschlafen.[1])

Mit der Stunde ihres Todes begann ein neuer Abschnitt in Humboldt's Leben. Noch während des beglückten Zusammen-

1) Humboldt an die Wolzogen, a. a. O. II. 36 ff.; an Stein bei Pertz, VI. 698; an Charlotte, Briefe an eine Freundin, II. 2.

lebens mit ihr hatte er sagen können, er „lebe nur sich selbst wie außer der Welt.“ In noch ganz anderem Sinne sollte dies jetzt zur Wahrheit werden. Nun erst war ihm, als ob das letzte Band zwischen ihm und der Welt zerrissen sei. Nun erst sah er sich „wie abgeschieden von den Menschen“ an. In dem schmerzlichen Gefühl, wie verödet und vereinzelt sein Leben ohne die sein werde, die mit Allem, was ihn berührte, so innig verbunden gewesen, war er nur Eines Trostes fähig. „Sie fragen mich,“ schreibt er an die Wolzogen, „was mir jetzt als das Tröstendste erscheint. Ich gestehe Ihnen: nichts als die tiefste, absoluteste Einsamkeit. In dieser hat der Mensch immer Gefühle, Ideen, Erinnerungen, die ihn heben und halten, und die Wehmuth stimmt sich in ein mildes, eigentlich süß festhaltendes Gefühl um. Wie ich aber am Umgange mit Menschen, insofern es nicht ein einsames Gespräch mit einem Gleichgesinnten ist, wieder Freude gewinnen werde, davon habe ich bis jetzt keinen Begriff.“ Er legt in derselben Weise seine inneren Zustände in den Briefen an Charlotte dar. Ausdrücklich spricht er es aus, daß mit dem Verluste der Geliebten eine neue Epoche für ihn begonnen. Geschlossen sei das bis dahin Gelebte; er überschaue es als ein Ganzes und halte es durch Erinnerung im Gemüthe fest. Alles Wünschen für die Zukunft sei vorüber. Noch immer zwar behalte das Leben, als die Bedingung jenes Erinnerns und Empfindens, durch den Genuß der geistigen Nähe der Geliebten, durch die süße Vermählung mit dem Schmerze selbst, seinen Werth. Und wie das Leben, so die Natur; denn ihre Erscheinungen verschmölzen willig mit Allem, was die Seele bewege. Anders jedoch sei es mit den Menschen. „Ich empfinde,“ schließt er einen seiner Briefe, „keine Freude der Natur schwächer als sonst; nur die Menschen meide ich, weil die Einsamkeit mir inneres Bedürfniß ist.“

Einsamkeit also, sie, die er schon inmitten des regsten Welt- und Geschäftslebens als den „Inbegriff alles schönen Daseins“ gepriesen hatte, — Einsamkeit wurde von nun an das Element seines Lebens. Die Empfindung, die ihn im ersten Momente des Verlustes ergriffen hatte, lies ihn nicht wieder los. Auch der Gesellschaft wandte er nun den Rücken, wie bisher schon dem Staat und den Geschäften. Entschlossen, von nun an „sein inneres Sein keiner gesellschaftlichen Convenienz mehr zu opfern,“ schloß er den Kreis

seines Umgangs enger und enger. Wohl beglückte ihn noch immer das Zusammenleben mit den Seinigen: — waren es doch diejenigen, mit denen er sich am meisten in der wehmüthigen Erinnerung an die Dahingeschiedene begegnete! Fast ununterbrochen blieb die an seiner Seite, die sich stets am meisten zu den Eltern gehalten hatte, und deren rührender Schmerz um die Mutter ihm ihre Sorge und Anhänglichkeit doppelt theuer machte. Caroline von Humboldt theilte fast durchaus das Leben des Vaters, sie war seine Gesellschafterin daheim und seine Begleiterin auf Reisen. Mit ihr hatte auch Adelheid am Sterbebette der Mutter gestanden. Es war eine zarte Rücksicht des Königs, daß er jetzt gerade die Versetzung Hedemann's, ihres Gemahls, nach Berlin verfügte. Auf's Engste konnte sich nun Humboldt mit der Hedemann'schen Familie in Verbindung halten. Es verstand sich, daß er selbst sich von nun an ganz in die Stille seines Tegler Landsitzes zurückzog. Hier jedoch sah er seine Kinder im Sommer, und er sah sie, so oft Geschäfte ihn nach der Stadt führten, woselbst eine gemeinschaftliche Wohnung, groß genug für Alle, eingerichtet war.

Dankbar, wie dieses Verhältniß, fühlte und pflegte er das zu dem geliebten Bruder. Die längste Zeit ihres Lebens waren die Beiden getrennt gewesen. Sie waren, so oft ihnen vergönnt war, sich wiederzusehen, als ob sie keine Stunde von einander gewesen wären. So hatte man sich zu Paris, zur Zeit der Friedensverhandlungen getroffen; später hatte Alexander den Bruder in London besucht und war mit ihm zu den in Aachen versammelten Fürsten gereist. Noch lange indeß hatte die französische Hauptstadt den großen Naturforscher gefesselt. Nur wenige Monate hatte er im Jahre 1823 in Berlin verweilt; erst seit dem Jahre 1827 schlug er hier seinen förmlichen Wohnsitz auf. Damals, im Winter von 1827 auf 1828 war es, daß er in der Universität und fast gleichzeitig in der großen Halle der Singakademie jene glänzenden und bewunderten Vorträge über physische Weltbeschreibung hielt, die ihm, wie Wilhelm an Gentz schrieb, eine neue Art des Ruhmes erwarben. Wie ungern mußte, wenige Wochen nach dem Tode seiner Gattin Wilhelm den Bruder noch einmal zu einer großen Reise sich anschicken sehen! Aber auch aus dem Ural und von den Ufern des caspischen Meeres war derselbe endlich glücklich zurückgekehrt. In Geist und Gemüth

brüderlich verbunden, genossen Beide seit dieser Rückkehr das Glück, sich auch äußerlich nahe zu sein, tauschten sie Ansichten und Gesinnungen und begegneten sich, bei aller Verschiedenheit ihrer wissenschaftlichen Beschäftigung, in den höchsten Gesichtspunkten, von denen aus der Eine die Gesetze und die Einheit der physischen, der Andre die der intellectuellen Welt zu ergründen versuchte.

Es gab andre Freunde, denen sich Humboldt herzlich verbunden fühlte, und mit denen er immerhin von Zeit zu Zeit in schriftlicher wie mündlicher Mittheilung sich nicht ungern berühren mochte. Zumeist waren es akademische und wissenschaftliche Freundschaften. Er fand in der Akademie ältere und jüngere Genossen seiner Sprachstudien, Männer, die ihm durch verwandte Denkart oder verwandte Interessen werth waren. Unschätzbar war ihm die Theilnahme, welche Bopp der Abfassung des großen Sprachwerkes zuwandte, das jetzt all' seinen Fleiß in Anspruch nahm. In Böckh durfte er den würdigen Nachfolger des großen Reformators der Philologie erkennen, den er einst vorzugsweise seinen Freund genannt hatte. Zu dem großen Theologen Schleiermacher hatte sich vor Allem seine Frau hingezogen gefühlt: er selbst war ihm geistig näher verwandt, als vielleicht Beide wußten und sich gestanden. In einem Manne wie Ritter hatte er nicht weniger das geistige Streben und den Umfang des gelehrten Wissens als den Reichthum und die Liebenswürdigkeit des Gemüths zu achten. Zahlreiche andre Bekanntschaften mit Männern wie mit Frauen, in einer vielbewegten und bewegenden Vergangenheit geknüpft, Beziehungen zu Schriftstellern und Künstlern, zu den Gliedern des königlichen Hauses, zu den Ministern und Staatsmännern konnte derjenige am wenigsten leicht zerreißen, der sie sonst mehr als ein Andrer gesucht und gepflegt hatte. Mancher Besuch — zuweilen sogar der ehrenvolle seines Königs — unterbrach seine Einsamkeit. Und dennoch, — wie ungern sah er sie unterbrochen! Schon in Jahresfrist nach dem Tode seiner Frau hatte die Abneigung gegen den Verkehr mit Menschen, auch mit solchen, denen er zugethan war, dergestalt zugenommen, daß er jeden, auch nur Stunden dauernden Besuch wie eine Last empfand. Dankbar erkannte er die Discretion derjenigen an, die ihn begriffen und sich genügen ließen, ihn von ferne mit treuer Theilnahme zu begleiten.

Wie anders aber waren diese inneren Zustände des vereinsamten

Mannes, und wie anders der Gang der Welt! Indessen er sich tiefer und tiefer in den Frieden der Einsamkeit zu hüllen suchte, gleich abgewandt von den großen wie von den kleinen Begebenheiten der Welt, schien die Ruhe, deren sich die größere Hälfte Europas seit dem zweiten Pariser Frieden erfreut hatte, durch Stürme der gefährlichsten Art von Neuem gestört werden zu sollen. Wieder einmal, seit dem Juli 1830, gab es einen von Thron und Land gejagten König. Selbst mit vieler Weisheit müßten es die Bourbonen schwer gefunden haben, ein Scepter zu behaupten, das Fremde ihnen in die Hand gedrückt hatten. Aber Weisheit war nicht die Erbtugend dieses Geschlechts, und durch Revolutionen werden die Völker nur langsam, die Fürsten nie erzogen. Man war, schien es, durch die Julirevolution da wieder angelangt, von wo man 1789 ausgegangen war. Sollten sich wirklich die Scenen der Nationalversammlung und des Convents erneuern? Würde das Beispiel Frankreichs jetzt vielleicht in allen Ländern Europas Nachahmung finden? Gab es irgend eine Garantie, daß dasjenige, was in Belgien und Polen geschah, sich auf Belgien und Polen beschränken würde? War es wahrscheinlich, daß derjenige, der nach Napoleon und Karl X. in Frankreich zu regieren hatte, nach den Principien und nach den Wünschen der heiligen Allianz regieren würde? Würde der Befreier nicht auch der Rächer sein müssen? Würden nicht von Neuem die französischen Heere die Grenzen überfluthen? — und wo alsdann, nach so vielen Enttäuschungen, würde jene Königstreue und jener Opfermuth geblieben sein, dem einst die Waffen Napoleon's unterlegen waren?

Man weiß, welche orthodoxe Friedensliebe und welcher Abscheu vor allen Volksbewegungen sich in unserm Vaterlande bei den meisten Epigonen der großen, mit dem Jahre 1815 beschlossenen Kriegs- Revolutionsperiode festgesetzt hatte. Friedliebender konnte Niemand sein als Humboldt. Er vor Allen mußte den Anblick schmerzlich finden, „wie Leidenschaft, wilde Rohheit und Uebermuth den Frieden bedrohten, dessen man so lange genossen habe." Nur daß dennoch er in ganz anderer Weise diese Friedensstörung empfand als die übrigen Veteranen der Revolutions- und Befreiungszeit. Er liebte den Frieden mit der echten Gesinnung des Friedens. Weit entfernt war er von jenem Fanatismus der Friedensliebe und von jenem

parteiischen Groll, womit Niebuhr die neue Weltbewegung hereinbrechen sah. Weit entfernt ebenso von jener Furcht des bösen Gewissens, von jener Angst und Beklemmung, welche damals die Tage seines Freundes Gentz verdüsterten. Er hatte von je her, so schrieb er an den Letzteren, nur ein „althistorisches Interesse" an den Dingen der Welt gehabt. Er war jetzt, in der unbeschränkteren Freiheit der Einkehr in sich, mehr als je in die Stimmung hineingerathen, jenes althistorische Interesse mit einem frommen Vertrauen auf die Wege der Vorsehung zu begleiten. „Die Dinge der Welt," so äußerte er sich im Herbste des verhängnißvollen Jahres 1830, „sind in ewigem Steigen und Fallen und in unaufhörlichem Wechsel, und dieser Wechsel muß Gottes Wille sein, da er weder der Macht noch der Weisheit die Kraft verliehen hat, ihn aufzuhalten und ihn zum Stillstand zu bringen. Die große Lehre ist auch hier, daß man seine Kräfte in solchen Zeiten doppelt anstrengen muß, um seine Pflicht zu erfüllen und das Rechte zu thun, daß man aber für sein Glück und seine innere Ruhe andere Dinge suchen muß, die ewig unentreißbar sind. [1])

Einen Mann, welcher in dieser Weise mit der Welt abgeschlossen hatte, gerade jetzt von Neuem mit dem politischen Getriebe in Berührung zu bringen, kann fast wie eine Grausamkeit erscheinen. Zwar, noch immer war man ihm eine Genugthuung für die ehemalige Zurücksetzung, man war ihm, seit sich ohnehin die preußische Restaurationspolitik zu einer gleichmäßigeren und verständigeren Haltung hindurchgefunden hatte, eine politische Rehabilitation schuldig. Solch' eine Ehrenerklärung sollte es augenscheinlich in sich schließen, wenn er jetzt durch eine Cabinetsordre vom 15. September 1830 zu neuer Theilnahme an den Sitzungen des Staatsraths eingeladen wurde, aus denen er eilf Jahre früher vertrieben worden war. Und keine Frage: wenn diese Ehre mit irgend einer Macht verbunden gewesen wäre, — nicht zum Nachtheil des Gemeinwesens würde sie ausgeübt worden sein. Der bejahrte Staatsmann würde mit den Kräften, die ihm noch hinreichend zu Gebote standen, vor allen Dingen rücksichtslos seine Pflicht gethan haben. Er würde von dem, was er einst an Stein schrieb, den Beweis geliefert haben, daß die

1) An Charl. Diede, 7. Sept. 1830. Briefe an eine Freundin, II. 89. 90.

Fähigkeit zum Geschäft des öffentlichen Lebens dadurch nicht abnehme, wenn man, entfernt von demselben, den Geist durch Nachdenken übe und ihn nicht durch Schlaffheit sinken lasse. Man würde, wenn man auch nur seinen Rath gehört hätte, eine „reine Stimme der Wahrheit und der Vernunft" gehört, und würde, wenn man ihn befolgt hätte, einen mächtigen Vorsprung gegen die Gefahren der kritischen Zeitlage gewonnen haben. Er war in der That im Besitze eines Programms, nach welchem die neue Zeit zu nehmen und zu behandeln war, und dieses Programm war nicht weniger weise als dasjenige, mit dem er einst in die Verwaltung getreten war. „Durch Kampf terrassiren," so faßt er sein politisches Urtheil in's Kurze, „oder durch List beschwichtigen läßt sich diesmal die Tendenz nicht, die in der Macht der Zeit liegt, und die an sich, in ihrem Geist und Sinn, nicht niedergekämpft zu werden braucht. Das Kunstvolle und die Aufgabe der nächsten Jahre und Jahrzehnte wird sein, die Zeit über sich selbst zu belehren, dem, was sie sucht, einen heilsamen Sinn unterzulegen, und dies, indem man den Sturm beschwört, friedlich in's Leben zu führen. Wenn man es mit heller Einsicht, großem Muth und beharrlicher Liebe zur Gründung alles Edlen auf Erden anfängt, so halte ich dies für möglich. Lassen Sie uns harren und muthig bleiben." [1])

So waren die Ueberzeugungen Humboldt's, und ohne Zweifel erfolgte seine Zurückberufung in den Staatsrath, weil man wußte, daß sie so waren. Dieselbe hatte nichtsdestoweniger mit dem großen Sinn jener Ueberzeugungen nichts gemein. Nichts Anderes als eine List und eine Beschwichtigungsmaaßregel war es. Denn offenbar nicht den Mann, sondern den Namen des Mannes wollte man. Dieser Name wenigstens sollte zu einer kleinen Sühne für das Unrecht benutzt werden, welches man an den Erwartungen und Bedürfnissen der Nation im Jahre 1819 begangen hatte. Durch eine homöopatische Dosis von Liberalismus wollte man der kritischen Aufgeregtheit der öffentlichen Stimmung begegnen. Wir tadeln nicht, daß Humboldt dem Wunsch seines Souveräns entsprach: es ist gewiß, daß er das Opfer seiner Neigung und Bequemlichkeit aus Pflichtgefühl, aus Loyalität und Patriotismus brachte. Wir tadeln auch nicht den

1) An Caroline v. Wolzogen 29. December 1830. A. a. O. S. 63.

allgemeinen Charakter der preußischen Politik gegenüber den Ereignissen von 1830; sie hütete sich vor groben Mißgriffen; indem sie lavirte, traf sie instinctmäßig das für den Augenblick Ausreichende; sie verfuhr, indem sie mit dem orleanistischen Frankreich und mit den neuen Constitutionen auswärts ihren Frieden suchte, im Ganzen zweckmäßig und besonnen. Aber viel fehlte, daß sie hochherzig, tief und weitsichtig im Sinne Humboldt's gewesen wäre. Seine Rehabilitation ebendeshalb, was auch das Publicum darüber fabelte und sich davon erwartete, war vollkommen bedeutungs- und folgenlos. Regelmäßig nahm er von nun an wieder Theil an den Sitzungen des Staatsraths. Er ward sogar Mitglied der Section für die auswärtigen Angelegenheiten. Allein die Bedeutung dieser Geschäfte und die Stellung dieser Behörden war von der Art, daß er ebensogut und mit ebensoviel Einfluß auf den preußischen Staat in seinem Tusculum neue Alphabete untersuchen oder Sonette dictiren konnte. [1])

Die Aufforderung zu neuer Theilnahme am Staatsrath knüpfte sich aber an eine andere für Humboldt erfreulichere Störung seiner Muße und Einsamkeit. Sie war nämlich begleitet von der Verleihung des schwarzen Adler-Ordens, und den schicklichen Anlaß zu Beidem gab die glückliche Vollendung eines königlichen Auftrags, der ihm gerade in den ersten Wochen des noch frischen Schmerzes um die Verlorene zu Theil geworden war. Nach der Vollendung des neuen Museums in Berlin hatte der König eine Commission von Künstlern ernannt, welche die innere Einrichtung desselben, die Anordnung und Aufstellung der Kunstsachen überwachen sollte, und hatte die Leitung dieser Commission dem geschäfts- und kunstverständigen Minister übertragen. Nur ungern zwar sah sich dieser zu einer Zeit, wo er am liebsten vollkommene Freiheit und Einsamkeit genossen hätte, zu wiederholtem Aufenthalt in der Stadt und zum Verkehr mit Menschen genöthigt. Der Gegenstand indeß lag seinem Interesse nahe. Die Männer, mit denen er dabei in Berührung kam, gehörten längst zum Kreise seines Umgangs; gerade auch durch

---

1) An Caroline von Wolzogen 27. October 1830; a. a. O. S. 60: „Ueber meine öffentliche Stellung sind Sie irrig berichtet. Ich bin blos ein Staatsrath, der nur mit Gesetzgebung zu thun hat."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Kunstliebe seiner Frau waren die Schinkel und Wach, die Rauch und Tieck seinem Hause verbunden gewesen. Das Geschäft selbst endlich war leicht und wurde durch das Benehmen des Königs in jeder Weise erleichtert. Schon am 21. August des folgenden Jahres konnte Humboldt dem Könige über die getroffene Einrichtung Bericht abstatten, und schon am 3. desselben Monats war das Museum eröffnet worden.[1])

Die Liebe zur Kunst, in der That, ein langes Leben hindurch unter den reichsten Anregungen genährt, hatte seit dem Augenblick seiner Zurückziehung von den öffentlichen Geschäften die nächste Stelle neben seiner Liebe zur Wissenschaft eingenommen. Schon im Jahre 1825 war er dadurch in ein Verhältniß gebracht worden, das ihm nicht blos praktisch für die Förderung der Kunst zu wirken gestattete, sondern ihm zugleich Gelegenheit gab, theoretisch auf die Bildung der ästhetischen Begriffe und Einsichten des Publicums Einfluß zu üben. In dem genannten Jahre nämlich hatte sich in Berlin der „Verein der Kunstfreunde im preußischen Staate" gebildet, — ein Verein, welcher, gleich ähnlichen in und außer Deutschland, an den Zweck der Unterstützung talentvoller Künstler den anderen knüpfte, die Hervorbringung bedeutender Kunstwerke zu erleichtern, eine größere Anzahl derselben zu verbreiten und so zugleich mit der Kunst den Sinn für dieselbe zu heben und zu verallgemeinern. Humboldt gehörte zu den Begründern des Vereins. Gleich anfangs an die Spitze des geschäftsleitenden Directoriums gestellt, blieb er auch alle folgenden Jahre in dieser Stellung. Aus seiner Feder war das Programm, auf welches hin man sich constituirte; er war es, der in jährlichen Berichten über den Sinn und den Erfolg der Bemühungen des Vereins vor den Mitgliedern desselben Rechenschaft ablegte.[2])

Diese Berichte nun, mit ihren Auseinandersetzungen über das Wesen und die Richtungen der Kunst sind nichts Andres als die „Aesthetischen Versuche" seines Alters. Wie sein Verständniß des Alterthums, so erhält auch sein ästhetisches Raisonnement einen Ab-

---

1) An Charlotte 12. Juni 1829, und an Stein, gleichfalls aus dem Sommer des Jahres 1829 bei Pertz VI. 790.

2) Das Programm wie die Berichte, letztere mit Weglassung aller Stellen von blos localer Beziehung, finden sich abgedruckt in den G. W. III. 307 ff.

schluß. Wie ihm nun erst eine befriedigende Charakteristik der Griechen gelungen war, so auch nun erst ein reines Aussprechen über das Wesen der Kunst. In jeder Weise, nach Form wie nach Inhalt, sind diese neuen vor den ehemaligen ästhetischen Versuchen ausgezeichnet. Sie sind lebendiger und verständlicher. Sie sind dennoch zugleich tiefer und reifer. Auch sie endlich beziehen sich, wie Radien auf ihren Focus, auf den durch das Nachdenken über die Natur der Sprache aufgesammelten Ideenschatz.

Vortrefflich zunächst dies beständige Hinlenken zu den höchsten und allgemeinsten Gesichtspunkten! Den Weg dazu findet der treffliche Berichterstatter bald, indem er die Thätigkeit des Vereins charakterisirt und sie aus dem Zweck desselben motivirt, bald, indem er die gestellten Preisaufgaben rechtfertigt und erläutert, bald, indem er die eingelieferten oder angekauften Bilder beschreibt, exponirt, beurtheilt. So werden, durch das Anknüpfen an das Gegenwärtige und Nächste, diese jährlichen Vorträge zu einem Cursus populärer Aesthetik. Der ästhetische Redner hat keine von den Ueberzeugungen des ehemaligen ästhetischen Schriftstellers aufgegeben. Denn zuerst: ganz wie in der Schrift über Hermann und Dorothea ist ihm auch hier die Kunst nicht ein Letztes. Der Zweck des Vereins vielmehr giebt ihm wiederholt Gelegenheit, an die Rückwirkung der Kunst auf das Publicum, an den Zusammenhang zwischen der Kunst und dem Leben zu erinnern. Diese Rückwirkung stehe in Wahrheit noch höher als die Kunst selbst, und ihren eigentlichen Werth erhalte die Letztere erst durch ihren Einfluß „auf den Menschen und seine allgemeine Bildung." Noch weniger, zweitens, verleugnen seine nunmehrigen Kunstansichten und Urtheile den specifischen Einfluß der Epoche, die ursprünglich seine ästhetische Richtung gebildet hat. Hatte er doch persönlich den Vermittler zwischen den von Wolf neu belebten humanistischen Studien und zwischen dem Dichten der Schiller und Göthe gebildet; culminirte doch recht eigentlich in ihm jene eigenthümliche Verbindung eines neuen Empfindungs- und Phantasiedranges und der Anschmiegung an die Form des griechischen Geistes, — jene Verbindung, aus welcher unsre klassische Literatur- und Kunstperiode sich entwickelt hatte. Antikisirend mithin war seine ursprüngliche Kunstrichtung gewesen: antikisirend war sie geblieben. Der Entwickelung, welche die deutsche Dichtung nach dem Tode Schiller's, welche ebenso

schon während seines Aufenthalts in Italien die Malerei zu nehmen begonnen hatte, war er nicht gefolgt. Nicht ganz, es ist wahr, konnte er sich der Wahrnehmung, ja, bis auf einen gewissen Grad, der Billigung des neuen Geistes entziehen, der die Künstler in Rom ergriff und der den beweglichen Sinn und Geschmack seiner Frau mit sich fortriß. So weit ging er, daß er bei Gelegenheit der Schiller'schen Braut von Messina dem Freunde den zweifelnden Wink gab, ob nicht doch das ausschließliche Festhalten antiker Typik zu einem Fehler werden könne, und ob nicht doch das „sogenannte Romantische," unbeschadet der rein antiken Kunstform eine nicht wegzuweisende Bereicherung für die Kunst sein dürfte. Aber freilich: was die deutsche romantische Dichtung producirte, war wenig geeignet, ihn weiter zu bekehren. Nur stärker vielmehr warf er sich, angesichts dessen, was die Schlegel und Tieck, die Arnim und Brentano, die Kleist und Schenkendorf zu Tage förderten, auf die Alten und auf diejenigen zurück, die den Geist der Alten in ihren Werken hatten wiedererstehen lassen. Gegen Schiller's Schwägerin schüttete er über diesen Punkt im Jahre 1813 sein ganzes Herz aus. Wohl könne man den Diadochen der Göthe-Schiller'schen Doppelherrschaft vielerlei Trefflichkeit nicht absprechen: allein die wahren Elemente des innerlich Schönen, die Freiheit und Anmuth des Gemüthes gehe ihnen dennoch ab oder finde sich wenigstens nicht rein in ihnen. In wundersamen religiösen und Vaterlands-Begriffen befangen, seien sie eckig und schroff, und dies gehe auf ihre Productionen über. Er sei ihnen darum nicht abgeneigt, er lebe mit ihnen, er versuche es, in ihre Ideen einzugehn: — sich ihnen wirklich zu öffnen, sei ihm unmöglich.

Sollte es, so viele Jahre später, ihm möglicher geworden sein? War zu erwarten, daß er im Alter sich zu einer Denkweise hinüberwenden werde, mit der er nicht blos den Ueberzeugungen, sondern auch den Freunden seiner Jugend abtrünnig geworden wäre? Durch Alles vielmehr, womit er sich beschäftigte und innerlich umgab, verfestigte er sich nur mehr, und zwar bis zur Einseitigkeit und bis zum Vorurtheil, in der Liebe zu dem, was er ehemals geliebt hatte. Es war erklärlich, durch den Zusammenhang mit einem persönlichen Verhältniß erklärlich, daß er mit Bewunderung von jenem unglücklichen Machwerk sprach, mit dem sich Göthe in seinen alten Tagen

herumquälte.[1]) Aber dieselbe Einseitigkeit wird in den Berichten des Kunstvereins bemerklich. Diejenigen gerade, welche in dem Directorium und dem Künstlerausschuß dieses Vereins den Ton angaben, theilten mit Humboldt die Vorliebe für die Antike. Nur zu sehr erinnern die ersten Preisausschreibungen an die, welche einst Göthe in den Propyläen befürwortet hatte. Die Vorwürfe sind antik, und antik sollen sie behandelt werden. Der Berichterstatter wird warm, so oft er die Alten, und parteiisch, so oft er einen andern Künstler zu loben hat, der mit Erfolg sich den Geist und Stil der Antike zu eigen gemacht hat. Und anders doch fühlte und urtheilte das Publicum. Die Epoche der ausschließlichen Verehrung des Klassischen war vorüber. Ein Künstler wie Lessing zeigte durch die glückliche Wahl seiner Stoffe, daß die Kunst nur dann eine wirklich lebendige Wirkung zu üben im Stande ist, wenn sie aus einem der Gegenwart näher liegenden Leben schöpft und Gefühle oder Erinnerungen wachruft, die sich freiwillig aus der nationalen Empfindungsweise entwickeln. Das Publicum sah lieber eine Scene aus der vaterländischen Geschichte oder aus dem alltäglichen häuslichen Leben, als einen Gegenstand der alten Mythologie, ein Stück Homer oder Ovid dargestellt; es erfreute sich an den Gestalten der Huß und Luther, es blieb kalt bei der Befreiung der Andromeda nach der Beschreibung des Philostratos. Diese Divergenz des öffentlichen Geschmacks von den Tendenzen der leitenden Autoritäten machte sich denn auch bald genug fühlbar. Auch Humboldt fühlte sie. Und nun wieder zeigte sich, wie er bei aller Entschiedenheit der Ueberzeugung tolerant und elastisch sei. Wenn nun der Verein dazu fortging, den vorgeschlagenen Stoffen aus dem griechischen Alterthum solche hinzuzufügen, die dem alten Testament oder dem romantischen Epos der Italiäner entnommen waren, so erkannte Humboldt vollkommen die Berechtigung auch dieser Vorwürfe an, ja er machte sich selbst zum Interpreten des Geschmacks, den das Publicum an modern-historischen oder an Genrebildern fand. Wie sollte er, der in den unbeholfenen

1) An Caroline v. Wolzogen 21. December 1826: „Ich habe Göthe's Helena gelesen. Es ließe sich vielleicht darüber sprechen, schreiben nicht. Aber das Ganze und Einzelne sind bewundernswürdig. Etwas eigenthümlich Neues, von dem man noch keine Idee hat, für das man keine Regel und kein Gesetz kennt, das aber sich im höchsten poetischen Leben fortbewegt."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Idiomen der Südseeinsulaner dieselbe Schöpferkraft des menschlichen Geistes achtete, die in dem Wohlklang und in der Weisheit der Sprache Homer's und Platon's waltete, — wie sollte er den Punkt verfehlen, von dem aus das Geistesleben der neuen sich ebenbürtig neben das der alten Welt stellt? Er besaß in dem Gedanken der Einheit alles Menschlichen längst diesen Punkt. An der Gegenwart Roms war ihm dieser Gedanke anschaulich: er war ihm mehr als anschaulich durch etwas Anderes geworden. Denn selbst zwar gehörte er mit seiner Empfindung durchaus der einfachen Schönheit und Klarheit des Alterthums an: seine Frau war, bei aller Eingeweihtheit in den Geist des Klassischen, nicht minder von allem Romantischen gereizt; sie theilte mit ihm den Sinn für Gestalt und Rhythmus, sie besaß zugleich, was ihm abging, den Sinn für Ton und Farbe. Von einem Gemüth also, dessen Reichthum in sich aufzunehmen sein höchster Genuß, sein eigentliches Leben war, sah er beide Welten mit gleichgetheilter Liebe umfaßt: — unmöglich, daß er ungerecht und absprechend gegen den Gehalt und die ästhetische Bedeutung des Modernen hätte auftreten können. Von Neuem ließ er sich darüber aus wie in jenem Brief über Schiller's Braut von Messina. Der Lauf der Jahrhunderte habe Gedanken und Gefühle entwickelt, welche den früheren fremd gewesen. Der geniale Künstler wisse das Große jeder Zeit sich zu eigen zu machen und es in das Bereich des Schönen hinüberzuziehn. Damit nicht genug. Einen Zuwachs sei die Kunst als solche der neueren Zeit schuldig: die Entwickelung dessen, was gestaltlos durch bloße Nüancirung und Gradation auf die Einbildungskraft zu wirken und also unvermittelt die Empfindung zu berühren vermöge. Hierin allein bewege sich die in ihrer höheren Bedeutung ganz der neueren Zeit angehörende Musik; hierauf beruhe die Wirkung der dem Alterthum gleichfalls unbekannten Farbenbehandlung, welche die Malerei recht eigentlich zu einer modernen Kunst gemacht habe; in eben dies Gebiet falle ferner unsre ganze religiöse Kunst, und in ihm endlich habe Alles, was man mit einem Worte romantisch nenne, seine Wurzel geschlagen.

So weit — und eben so weit nur erstreckt sich seine Anerkennung modernen Wesens. Denn im Grunde wieder spricht er sie doch nur aus, um desto beflissener hervorzuheben, wie darum nicht weniger die reine Form der Kunst ewig dem Alterthum zu entneh-

men sei. Mit Strenge, fordert er, müsse alles dasjenige Moderne zurückgewiesen werden, was dem einfachen, naturwahren und rein künstlerischen Sinn des Alterthums widerstrebe. Er belehrt sein Publicum, wie biblische Gegenstände darum nicht an Tiefe und Innigkeit des Gefühls, romantische nicht an Kühnheit und Fülle der Einbildungskraft zu verlieren brauchten, wenn der Künstler sich an die ernsten Forderungen der Antike, an Correctheit, Wahrheit und Grazie der Gestalt halte. Er spricht sein letztes Wort, indem er auf die gemeinsame Quelle des antiken und modernen Geistes hinweist und von da einen Ausblick auf die nicht blos in der Kunst zu realisirende Vereinigung des einen mit dem andern nimmt. Denn ihren Gipfel, sagt er, „erreichte die Malerei erst, als in Raphael's Werken der Geist seiner Zeit vom Geiste des Alterthums durchdrungen ward, und der große Gegensatz, der, innerlich aus der menschlichen Brust entquollen, die Weltgeschichte sichtbar in zwei Hälften spaltet, sich wenigstens in der Kunst, die immer dem Leben symbolisch vorauseilt, in harmonische Einheit zusammenschloß."

Nur unerheblich, augenscheinlich, ist durch dieses sicher begrenzte und scharf abschneidende Geltenlassen des Modernen seine alte Ueberzeugung alterirt. In der Hauptsache bleibt er bei dem, was ihm von altersher geläufig ist: das eigentliche Wesen der Kunst erklärt er durch das Griechische, das eigentliche Wesen des Griechischen erklärt er durch die Kunst. Gerade hierin jedoch, in der Art und Weise, wie er diese Wechselbegriffe auf einander bezieht und an einander probirt, gerade in dem Hauptpunkt mithin seiner ästhetischen Einsichten ist ein Fortschritt, ist, genauer zu reden, eine Vertiefung bemerklich. Nicht als ob er irgend die Theorie verlassen hätte, die er einst so umständlich in dem Commentar zu dem Göthe'schen Gedicht auseinandergesetzt hatte. Noch immer besteht ihm das Geschäft der Kunst in der idealisirenden Nachbildung der Wirklichkeit; noch immer lehrt er, wie die Einbildungskraft die wunderbare Fähigkeit besitze, der Wirklichkeit treu zu bleiben und doch deren Bedingtheit und Endlichkeit zu tilgen; noch immer erklärt er das künstlerische Vermögen als die Macht, durch die Einbildungskraft die Einbildungskraft zu entzünden. Nichts von alle dem nimmt er zurück. Wohl aber fügt er etwas hinzu, wodurch jenes „Fortrücken in Ideen" bestätigt wird, dessen er sich in diesen späteren Jahren selbst bewußt ist.

Und zwar hält die Vertiefung seiner Ansicht, von welcher wir reden, gleichen Schritt mit dem volleren Einblick, den wir ihn in den Charakter der griechischen Nationalität gewinnen sahen. Am Leitfaden der Spracherkenntniß hatte er hierfür eine tiefere Formel gefunden. Eben jener Leitfaden und eben diese Formel erweist sich nun für seine ästhetische Einsicht fruchtbar. Er hatte sich häufig der Analogie der Kunst bedient, um sich des Wesens der Sprache zu bemächtigen. In gleicher Weise wirft nun rückwärts das Wesen der Sprache Licht auf das Wesen der Kunst, wenn er von dem Künstler sagt, daß er die Kunst „wie eine Sprache zu behandeln wisse, in welche die ganze Natur eingehen kann, aber aus der sie immer schöner und klarer wieder hervortritt." Wahr freilich: es ist dies zunächst nur ein geistvolles Gleichniß. Der Sinn desselben jedoch führt weiter; er führt auf eine Auffassung der Kunst, welche genau mit der neugewonnenen Formulirung des Charakters des Griechenthums in Eins fällt. Was die Griechen zu Meistern in der Darstellung des Schönen machte, bestand darin, daß sie in aller individuellen Erscheinung auf die Ergreifung des Begriffs oder des reinen Charakters gingen. Gerade dasselbe wird nunmehr der Kunst als solcher vindicirt und ihre Definition damit über die subjectivere Fassung hinausgehoben, die ihr in den „ästhetischen Versuchen" anhaftete. Das Thun des Künstlers, ehemals ausschließlich durch die Berufung auf die wunderbare Macht der Einbildungskraft erklärt, erhält jetzt eine objectivere Unterlage. Wodurch nämlich wird der Einbildungskraft diese Idealisirung der Natur möglich? Wie löst sich objectiv der scheinbare Widerspruch daß die Kunst nur innerhalb der Natur lebt und webt, und der Künstler doch sich den Schranken der Wirklichkeit entheben soll? In der Sache selbst liegt die Möglichkeit dazu. Was der Künstler wiedergiebt, ist der Begriff und der reine Charakter; eben dieser Begriff und Charakter aber ist der Kern der Natur selbst. Es ist „ihr eigenstes Inneres," was jener ergreift und bildend an's Licht stellt. Gelöst daher wird jener scheinbare Widerspruch durch das dem Künstler eigenthümliche Studium der Natur. Es ist dies dasselbe Studium, auf das sich die Griechen so meisterhaft verstanden. Wie ihr Verfahren durchweg, so ist das Verfahren des Künstlers. Dasselbe geht von innen nach außen, vom Unsichtbaren zum Sichtbaren. Der Künstler „leiht

der Natur nicht subjective, aus leerer Einbildungskraft entlehnte Verhältnisse; aber in ihr selbst findet er immer etwas Andres und Höheres, als was von ihr unmittelbar und ohne mit seinem Auge angesehen zu werden, in der Wirklichkeit erscheint." Er forscht nach dem Begriff der Erscheinung, — nicht nach dem abstracten, sondern nach dem concreten Begriff, er forscht so nach ihm und er findet ihn so, wie sich derselbe auf die Erscheinung bezieht.

In dieser Auffassung, man sieht es, ist in der möglich tiefsten Weise das Griechenthum mit dem Aestheticismus des Mannes und Beides wieder mit dem, was sein Interesse an der Sprachforschung ausmacht, zur Deckung gebracht. Der wachsende Einklang seines ganzen Ideenlebens erscheint noch voller, wenn man wahrnimmt, wie eben damit auch jener ihm eigne Ueberschuß idealistischer Neigung zugleich befriedigt und zugleich getilgt, weil in's Realistische zurückgebogen, ist, — wenn man wahrnimmt, wie er auch nun erst bewußt und klar seine „Deutschheit" mit seiner Kunst- und Alterthumsliebe in Harmonie zu setzen im Stande ist. Nichts Anderes nämlich als der deutsche Idealismus gerade, verbunden mit der deutschen Empfänglichkeit, macht unsre Nation — so bemerkt er — zum Erkennen, zur Würdigung und zur Reproduction des klassischen Geistes, macht sie zu dem Höchsten in Kunst und Dichtung fähig. Wiederum von der Sprache aus blickt er dabei in das Wesen deutscher Eigenthümlichkeit. Was diese Sprache auszeichnet, ist „reine Objectivität, philosophische Auffassung und tiefe Innerlichkeit des Ausdrucks." Wie die Sprache, so die Nation. „Es ist," sagt er, „eine Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes, von jeder Seite aus die Tiefe des Begriffs jedes Wesens zu ergründen und jedes in seiner ursprünglichen Beschaffenheit aufzufassen," und es ist eine andere Eigenthümlichkeit dieses Geistes, „von den äußeren Erscheinungen auf ihre inneren Gründe zurückzugehn, und beide sich von einander durchdrungen zu denken." Darin, in dieser mit dem griechischen Geiste sich nahe berührenden Eigenthümlichkeit habe für uns Deutsche die Möglichkeit einer volleren und richtigeren Auffassung der einfachen Größe des Alterthums gelegen. Darin die Möglichkeit jenes eigenthümlichen auf das Innere der Natur hingehenden Naturstudiums. Darin mithin die Möglichkeit jener echten, „ganz der Natur angehörenden und eben darum am meisten idealischen Kunst."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Zusammenklang indeß aller dieser sich gegenseitig tragenden, flüssig und freiwillig in einander übergehenden Ideen kömmt nirgends schöner zum Vorschein, als in der Charakteristik eines Mannes, der in der That durch sein eignes Wesen sich zum Träger derselben herleihen konnte. Brieflich und persönlich stand Humboldt fortwährend mit dem Altmeister Göthe in Verkehr. Wiederholt hatte er ihn in den zwanziger Jahren in Weimar besucht; er hatte namentlich im December 1826 sich an seinem Gespräch und Umgang erfreut und ihn lebendiger, freundschaftlicher mittheilender als jemals gefunden.[1]) Noch immer waren die Schätze nicht erschöpft, aus denen der Dichter der Nation so viel Köstliches schon gespendet hatte. Im Jahr 1829 veröffentlichte er den letzten Theil seiner Italiänischen Reise; derselbe enthielt die Schilderung seines zweiten längeren Aufenthalts in Rom. Man dankt es der Aufforderung Varnhagen's an Humboldt, daß dieser die Besprechung des neuen Werkes in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik übernahm.[2]) So entstand eine Schilderung der römischen Existenz, wie diese Humboldt selbst empfunden, aber so entstand zugleich eine unübertreffliche Schilderung der dichterischen Eigenthümlichkeit Göthe's. Von allen Seiten mündet dieselbe in jenen Ideenkreis ein, den wir nur eben aus den Berichten des Kunstvereins dargestellt haben; wie diese ist sie in jeder Weise eine Vertiefung des ehemals in der Schrift über Hermann und Dorothea Vorgetragenen. Denn abgewiesen wird nun zwar jede Vergleichung Göthe's sowohl mit den Alten wie mit den Modernen; nur mit sich selbst sei Göthe vergleichbar. Allein abgewiesen doch nur, um seinen Zusammenhang mit beiden aus demselben tiefsten Gesichtspunkt heraus zu begreifen, wo das Wesen der Kunst mit dem Wesen des Alterthums, und diese wieder mit dem Ernst, der Gründlichkeit und Innerlichkeit des deutschen Geistes in engster Berührung erscheinen. Denn mit Recht wird nun eben dasjenige Göthe vindicirt, was für alle jene Erscheinungen das gemeinsame Band ausmacht, — eben dasjenige, müssen wir hinzufügen,

---

1) An Caroline von Wolzogen, a. a. O. S. 33; an Stein, bei Pertz VI. 356.

2) An Varnhagen, bei Dorow, Denkschriften und Briefe III. S. 4 u. 6. Den Aufsatz selbst haben wir bereits oben S. 217. Anmerkung nachgewiesen.

was sich in Humboldt selbst bewegte und was die Grundlage seiner eignen wissenschaftlichen Methode war, wie er sie in dem Aufsatz über die Geschichtschreibung beschrieben und dann beständig bei seinen Sprachuntersuchungen geübt hatte. Zuerst nämlich und vor Allem: durchaus identisch, dem Princip nach identisch war der Dichtungs- und Kunsttrieb in Göthe mit seinem Drang, dem inneren Wesen und den Bildungsgesetzen der Natur nachzuforschen. Nichts anderes ist das Geschäft des Künstlers, als das Aufsuchen „der Gestalt in der Gestalt" oder das Begreifen der Gestalt aus ihrem eignen Mittelpunkte. Auf dieser breiten Basis aber ruht auch in Göthe's Dichtungen geradezu Alles. „Ueberall ist ein festgegliederter Bau, jede Gestalt bewegt sich, wie aus ihrem Wesen hervor, ist erst wahr, ehe sie Anspruch darauf macht, schön zu sein." Und dazu nun, neben dieser „Wahrnehmung und Darstellung voll ewiger Naturwahrheit," das scheinbar Entgegengesetzte: — „der innere leidenschaftliche Drang der Seele, die Mächte des Busens, die der Außenwelt nicht zu bedürfen scheinen, die Welt der Gedanken und Empfindungen!" Denn erst in der Verknüpfung dieser beiden Elemente vollendet sich die Göthe'sche Dichtereigenthümlichkeit. Mit ungemein glücklichem Ausdruck faßt Humboldt den Eindruck derselben zusammen: „das bewegteste und bewegendste Gemüth tritt poetisch in die Form der sinnvollsten, sich sonnenklar darlegenden Anschauung."

Nur wenig hatte Humboldt dieser Charakteristik Göthe's hinzuzufügen, als er am 1. Mai 1832, wenige Wochen nach des Dichters Tode, seinen Jahresbericht im Verein der Kunstfreunde mit Worten der Erinnerung an den großen Dahingeschiedenen beschloß. Was er bei dieser Gelegenheit mehr sagte, galt nicht sowohl dem Dichter, als der „großen und einzigen Persönlichkeit" des Mannes und dem Einfluß, welchen derselbe durch sein Dasein und Wirken überhaupt auf die Zeitgenossen geübt habe. Er hob hervor, wie es gerade der innerste Charakter der Nation sei, auf welchen Göthe's Individualität zu wirken bestimmt gewesen sei. Er knüpfte dabei — wie hätte er anders gekonnt? — an die Sprache an, „welche allein ihm die Möglichkeit des Ausdrucks seiner Individualität verstattete, die er aber wieder so kräftig und seelenvoll gestaltete." Er schilderte sofort mit den bezeichnendsten Worten das Ganze des Göthe'schen Seins und Wirkens, um zuletzt, ohne Mühe, auf den künstlerischen Cha-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

rakter und auf dasjenige zu sprechen zu kommen, was vor Allem, mittelbar und unmittelbar, die Kunst dem unvergeßlichen Manne verdanke.

Wie sich aber diese Betrachtungen über Göthe natürlich dem übrigen Ideenkreise Humboldt's anschlossen, so nicht minder die über den zweiten unsrer Dichter. Unmittelbar vor dem Aufsatz über Göthe's zweiten römischen Aufenthalt, im Frühling des Jahres 1830, schrieb er die Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller. Wir kennen hinlänglich den Inhalt dieser Vorerinnerung. Bezeichnend für die gegenwärtige Reife seines Wesens und seiner Ueberzeugungen ist nur dies, wie er jetzt mehr und freier als je auch die zusammenstimmende Verschiedenheit der beiden Dichterindividualitäten zu würdigen vermochte. Indem er den überschießenden Idealismus seiner Natur in seiner nunmehrigen Auffassung des Wesens der Kunst und des Alterthums, gleichsam durch eine List, neutralisirt hatte, war es ihm ein Leichtes, sich mit gleicher Sympathie jetzt zu dem am meisten realistischen, jetzt zu dem am meisten idealistischen Dichter zu wenden. Er hatte ehemals, in jenem ganz der Göthe'schen Dichtung gewidmeten Buche, nur durch eine künstliche und gezwungene Unterscheidung die Ehren Schiller's mit denen Göthe's zu vereinigen gewußt. Er braucht jetzt nur von den ineinanpassenden Fäden seines Ideengewebes entweder die einen oder die anderen ein wenig stärker anzuziehen, um mit gleichem Glanze bald das Bild des einen, bald das des andern Dichters erscheinen zu lassen. Wenn ja noch ein Unterschied hervortritt, so ist es der, daß er bewundernder vor dem Bilde Göthe's, theilnehmender, hingebender und gerührter vor dem Bilde Schiller's steht. Denn die natürlichere Stimmung der Saiten seines Innern bleibt doch die, welche er mit dem Letzteren gemein hat, — diejenige, bei welcher die idealistischen Klänge vor den übrigen vorgehört werden. Nur Schiller's Charakteristik gestattet ihm ja, auf jene übermäßig von ihm bewunderte Verknüpfung von Poesie und Philosophie in der indischen Literatur zurückzukommen. Nur von der Darlegung der Schiller'schen Ideen kann er ganz ohne Sprung auf das große Thema hinüberlenken, das — wie beklagt er es! — erst nach der Zeit seines Umgangs mit dem Dichterphilosophen zum Herzpunkt aller seiner Studien und seines Nachdenkens geworden war. Nur diese Vorerinnerung endlich

giebt ihm Gelegenheit, ja sie nöthigt ihn, der Philosophie Kant's jenes größten aller Denker zu erwähnen, dem er von Jugend auf sich verpflichtet fühlte und mit dessen Lehre sein eigenes Gedankensystem nach allen Seiten hin in Zusammenhang stand.

Ein schöneres Denkmal als diese in die „Vorerinnerung" verflochtene Lobrede konnte Kant nicht gesetzt werden. Nirgends ist das philosophische Unternehmen desselben und nirgends sein philosophisches Genie mit so reiner und unbedingter und zugleich so gerechter Anerkennung hervorgehoben worden. Vielleicht jedoch geschah es nicht ohne Absicht, daß gerade jetzt auf das Unvergängliche in dieser Philosophie hingewiesen wurde, daß Kant's Werk als das größte gerühmt wurde, welches je die philosophirende Vernunft einem einzelnen Manne zu verdanken gehabt habe, daß mit Nachdruck von der mit hoher Freiheit verbundenen Universalität seines Geistes, mit Vorliebe von der Verbindung geredet wurde, in welcher Tiefe und Schärfe des Denkens bei ihm mit Größe und Macht der Phantasie gestanden habe. Es geschah dies zu einer Zeit, in welcher der unumgängliche Ausdruck der Hochachtung vor dem Patriarchen der deutschen Speculation fast immer einen Beigeschmack mitleidiger Geringschätzung mit sich führte; es geschah zur Zeit der Blüthe und der beginnenden Alleinherrschaft des Hegel'schen Systems.

Hier wieder, wie auf dem Gebiete der Poesie die Richtung der Romantiker, war eine Erscheinung, welche Humboldt sich zu assimiliren außer Stande war. In diesen zwei Punkten offenbar war die Strömung des Zeitgeistes über ihn hinweg-, oder, richtiger zu reden, neben ihm vorübergegangen. Gegen den modernen Aristotelismus insbesondere, wie seltsam es auf den ersten Anblick erscheinen mag, mußte sich nicht weniger als Alles in ihm sträuben. Und seltsamer noch: der letzte Grund dieses Sträubens lag unzweifelhaft gerade in demjenigen, wovon man glauben könnte, daß es ihn zum Eingehen auf das neue Gedankengebäude hätte einladen müssen. Eine Philosophie zwar, wie Humboldt sie einst in der Recension von Jacobi's Woldemar in Sicht genommen hatte, eine auf Kant'scher Basis mit dem ästhetischen Sinne der Alten durchgeführte Ergründung der Totalität des menschlichen Wesens, — eine solche Philosophie hatte er selbst nicht aufgerichtet. Dennoch lebte und webte, dachte und empfand er aus dem Geiste einer so beschaffenen Philosophie heraus. Sein ganzes Wesen — die Zeugnisse dafür werden

sich mehren — ruhte sicher und glücklich auf dem beständig erstrebten Einklang seines individuellen Seins mit dem kosmischen Ganzen der Natur. Aus ganz verwandten Motiven entsprungen, hatte auch das Hegel'sche System einen ganz verwandten Sinn. Es war aus dem Kant'schen Kriticismus unter dem Einfluß des griechischen Alterthums und der in unseren klassischen Dichtern neu erwachten ästhetischen Anschauung hervorgegangen. Es ging in seinem ersten Wurf und in seinem letzten Zweck auf nichts Anderes, als auf die ästhetische und zugleich kritisch durchgeführte Versöhnung des Ich und des All. Um es kurz zu sagen: diese Philosophie war in der Form reiner Begriffsausführung eben das, was als lebendiges System die Individualität Humboldt's ausmachte. Und hierin gerade lag der unermeßliche Unterschied und die Unmöglichkeit der Verständigung. Der Versuch nämlich, das Denken selbst zu ästhetisiren, konnte Humboldt nur als eine verwegene, ja als eine rohe und geschmacklose Verletzung sowohl des Rechtes des Gedankens wie der individuellen und lebendigen Wahrheit des Schönen erscheinen. Ihm realisirten sich die Ideen, die er mit Kant für unmeßbar durch den Gedanken erklärte, durch die zu dem Gedanken hinzutretende Energie des individuellen Gefühls und der Einbildungskraft; jenes „Letzte der Verknüpfung," die Idee des Absoluten und des Weltganzen, erfordere — so sagt er in einer prächtigen Stelle der Briefe an eine Freundin [1]) — ebenso ein Ganzes der Seelenstimmungen und folglich ein vereintes Wirken der Seelenkräfte. Um eines Himmels Weite liegt diese Ansicht von dem Beginnen Hegel's ab. Denn dem Gedanken, und dem Gedanken allein vertraute dieser den ganzen Schatz der Ideenwelt an. Auf die dünne Fläche des Begriffs trug er jene Totalanschauung der Welt als eines Kosmos hinüber, die ursprünglich nur durch einen ästhetischen Act hatte ins Bewußtsein treten können. Wie hätte denn diese Gewaltsamkeit, die sich im Verlaufe des Un-

1) II. 202. Gerade die Briefe an eine Freundin — wie mit Recht Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert (I. 27. zweite Auflage) hervorhebt — zeigen mehr als sonst etwas, wie tief Humboldt in Kant'schen Anschauungen lebte. Man vergleiche nur z. B. außer der angeführten Auseinandersetzung über den Begriff der Ideen die vollkommen Kant'sche Lösung der Antinomie zwischen Freiheit und Naturmechanismus I. 191. — unzähliger anderer Stellen zu geschweigen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ternehmens durch die List verstärkt, nicht gleich sehr das ästhetische Gefühl Humboldt's wie seine intellectuelle Gewissenhaftigkeit abstoßen sollen? Wie hätte ihm nicht grauen sollen vor der Dreistigkeit und Rücksichtslosigkeit dieser Dialektik, die nur dadurch bestand, daß sie jede andre zur Ergreifung der Wahrheit mitwirkende Gemüthsthätigkeit vernichtete? Nichts, was seiner ganzen Natur mehr hätte widersprechen müssen, als der mit Zuversicht durchgeführte Versuch, durch bloßes Raisonnement ein System, eine lückenlose und erschöpfende Construction aller Dinge des Himmels und der Erde zu schaffen. Hier mußte er gleich sehr die Zartheit wie die Freiheit des Geistes, — er mußte alles dasjenige vermissen, wodurch die Kant'sche Philosophie ihm so ehrwürdig war. Es kam hinzu, daß die Form, in welcher Hegel seine Gedanken vortrug, schroff, anmuthslos, unbeholfen war. In seiner Sprache spiegelte sich die Gewaltthätigkeit seines geistigen Verfahrens. Es sei, sagte Humboldt,[1]) „als ob die Sprache bei ihm nicht durchgedrungen wäre;" auch wo er ganz gewöhnliche Dinge behandle, sei er nichts weniger als leicht und edel. Und nun hatte Humboldt gar an einem ihn sehr nahe angehenden Gegenstande die Erfahrung gemacht, wie ohne Umstände der Aprioriſmus dieser Philosophie überall zulangte und mit seiner eintönigen Constructionsmanier über die Dinge herfiel. Hegel hatte in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik eine lange Recension des Humboldt'schen Aufsatzes über die Bhagavad-Gita veröffentlicht und dabei allerdings mehr philosophische Dreistigkeit als historische Behutsamkeit an den Tag gelegt. Mit einem solchen Verfahren konnte sich Humboldt nimmermehr einverstanden erklären. Noch weniger mit dem äußerlichen Auftreten der neuen Lehre, welches nur zu sehr dem über Alles ausgreifenden Despotismus ihrer Dialektik glich. Es war so wie Humboldt an Gentz schrieb: der absolute Idealismus machte Schule, und machte sie mit Absicht. Auch die Jahrbücher waren aus dieser propagandistischen Absicht entstanden. Gerade deshalb war Humboldt der Gesellschaft, die sie herausgab beigetreten. Gerade deshalb erinnerte er an das edlere Vorbild, welches Kant gegeben; denn Kant — so schloß er seine Lobrede auf diesen in der „Vorerinnerung" — habe nicht sowohl Philosophie als zu philoso-

1) An Gentz, 1. März 1828, Schriften von Gentz, V. 298 — 299.

phiren gelehrt und weniger Gefundenes mitgetheilt, als die Fackel des eigenen Suchens angezündet.

Sowohl an dem Aufsatz über Schiller aber, wie an dem über Göthe war mehr noch sein Herz wie sein Geist betheiligt. Die Lectüre der Italiänischen Reise brachte ihm Alles dasjenige in die Seele zurück, was er selbst während der Jahre des römischen Aufenthalts innerlich erfahren und durchlebt hatte. Die Herausgabe des Briefwechsels mit Schiller versetzte ihn noch lebendiger in eine in vieler Hinsicht noch interessantere Epoche seines Lebens. Schon das Erscheinen der Schiller-Göthe'schen Briefe, in denen jene Epoche sich gleichsam selbst schilderte, hatte ihm aus diesem Grunde einen unbeschreiblichen Genuß gewährt. Nur ungern zwar war er darauf an die Arbeit gegangen, auch seinen Briefwechsel mit Schiller für das Publicum zurecht zu machen. Nur das Versprechen, das er den Schiller'schen Erben gegeben hatte, vermochte ihn dazu. Er war im Ganzen gegen alles Drucken von Briefen. Unmöglich konnte er verfahren wie Göthe verfahren war. Die ganze Correspondenz mußte durchgegangen, alles dasjenige, was von blos momentanen Beziehungen darin enthalten war, mußte getilgt, unverkürzt sollten nur die Ideen und Raisonnements mitgetheilt werden. Diese Arbeit, bei welcher das Ganze bis auf die Hälfte zusammenschmolz, kostete mehrere Monate. Aber was ihm Anfangs lästig gewesen war, wurde ihm bald zum Genuß. Je weniger er zu Menschenverkehr und Gespräch aufgelegt war, um so willkommener war ihm der Besuch des abgeschiedenen Freundes und die Erinnerung an die mit ihm durchsprochenen Nächte. Wie fesselte ihn nun das Lesen und Wiederlesen der Schiller'schen Briefe! Wie rührte ihn die in denselben sich aussprechende liebevolle Zuneigung des Freundes! Wie fühlte er von Neuem, welch' eine entschiedene Richtung die damalige Epoche seinem ganzen Sein und Leben gegeben habe! Gerade die Einsamkeit, in die er sich jetzt verschlossen hatte, war die rechte Lage für eine solche Beschäftigung. Gerade die Ferne, aus welcher die Gestalt des Freundes sich jetzt darstellte, war der reinen Auffassung und Schilderung derselben günstig. Und darum gelang ihm jetzt, was er zwanzig Jahre früher, als Körner ihn dazu anregte, nicht den Muth gehabt hatte zu versuchen. Schiller sei nur zu retten, hatte er damals geäußert, wenn man ihn mit scheuloser Wahrhaftigkeit in der ganzen Idealität seines

Wesens, in seiner vollen nicht, abzuleugnenden Größe zeige. So eben zeigte er ihn in der Vorerinnerung. Schöneres als diese und den damit zusammenhängenden Aufsatz über Göthe hat er nicht geschrieben. Nur in seiner Einsamkeit, sagte sein Bruder, habe er die erstere so schreiben können wie sie sei. Er selbst gab diesem Urtheil des Bruders Recht. „Die Stimmung," schreibt er an Schiller's Schwägerin, welche gleichzeitig mit der Aufzeichnung ihrer Erinnerungen an den Dichter beschäftigt war, — „die Stimmung, die mich zu dieser Einsamkeit führt, die unaussprechliche Wehmuth und dann doch der stille Friede öffnen mir das Gemüth auf eine wunderbare Weise. Was daraus hervorgeht, muß wenigstens das Gepräge tiefer innerer Wahrheit an sich tragen." [1])

Die Erinnerung aber an die mit Schiller verlebte Zeit verschlang sich eng mit noch anderen Erinnerungen. Humboldt schrieb jenes Vorwort zu dem Briefwechsel gerade in den Wochen, in denen er, ein Jahr zuvor, zwischen Furcht und Hoffnung an dem Krankenlager seiner Li zugebracht hatte. Sie war es, die ihn eigentlich in den Schiller'schen Kreis eingeführt hatte. Ihr Bild vor allen anderen trat ihm aus diesem Kreise immer wieder und überall entgegen. Und dies Bild gerade suchte, an diesem Bilde hing seine ganze Seele. Mit ihr sich zu beschäftigen, mit ihr fortzuleben, war die Summe seiner Wünsche. Aehnlich wie für die Lebende hatte er für die Todte Sorge getragen. Im Garten zu Tegel hatte sie begraben sein wollen. Sie hatte den Fleck bezeichnet, wo sie zu ruhen wünsche; dort, wo eine Eiche unter dunklen Tannen steht, und von wo man „das Haus sehe." Hier daher hatte er ihr eine Grabstätte einrichten lassen. Bald erhob sich neben derselben auf hohem Postamente eine schlanke Granitsäule; auf die Säule kam eine Statue der Hoffnung, ein Werk Thorwaldsen's, das die Verstorbene selbst vor vielen Jahren in Rom bei dem Künstler bestellt hatte; ein eisernes Gitter umschloß das Ganze. Während diese Einrichtungen und die Pflanzungen um das Grabmal Humboldt beschäftigten, war ihm durch die Hand eines andern Künstlers die Freude geworden,

1) Den 27. October 1830, Nachlaß II. 58. Vgl. außerdem über die Herausgabe des Briefwechsels ebendas. S. 55. und an Charlotte 2. Aug. 1832, Briefe a. e. F. II. 174.

ein treues Bild von den Zügen der Geliebten zu erhalten. Wach hatte es versucht, sie aus der Erinnerung zu zeichnen, und es war ihm wunderbar gelungen. Ein köstlicheres und lebendigeres Andenken indeß besaß Humboldt in dem fast vollständig erhaltenen Briefwechsel mit seiner Frau. Diese Briefe reichten bis in die Zeit vor ihrer Verheirathung zurück, und die ihrigen schilderten besser als es sonst etwas vermocht hätte, die Eigenthümlichkeit ihres Wesens, ihre innere Entwickelung, ihr Verhältniß zu dem Ueberlebenden. Sie waren diesem wie Reliquien einer Heiligen. Er las und las wieder in ihnen; er ordnete sie, erst im Ganzen nach Jahrgängen, dann im Einzelnen. Täglich, alle die Jahre hindurch, die er noch allein zu leben hatte, kehrte er in den ersten Morgenstunden zu dieser Beschäftigung zurück. Es waren ihm die süßesten Stunden des Tages. Was er sich da in die Seele gelesen, — Erinnerung an die Vergangenheit und eine unendliche Sehnsucht nach dem Unwiederbringlichen, begleitete ihn dann den Rest des Tages. Er schloß den Tag mit einer Wallfahrt zu ihrem Grabe. Auch dann, auch wenn er nun bis tief in die Nacht an seinen Arbeiten hing, — auch dann wich das Gefühl ihrer Nähe nicht von ihm. Erhob es ihn doch in dasselbe Element, dem seine Ideen und Studien zustrebten; kamen doch diese wiederum der Erinnerung an sie auf halbem Wege entgegen! Zu Einem schloß sich Alles zusammen. Seine wissenschaftliche Thätigkeit war nun in noch anderer Weise als früher zu einem nie und nirgends versagenden „Vehikel“ geworden. Es schlossen sich, nach seinem eignen Ausdruck, auch alle Andenken an dieselbe an, die ihm das Leben und die Vergangenheit theuer machten. Seine Erinnerungen, ebenso, liehen sich willig zum Vehikel für all' sein Sinnen und Arbeiten her. Sie zogen ihn im Ganzen über das Irdische hinaus und „in ein reineres, freier athmendes Leben empor.“ Denn „aller Friede,“ gesteht er, „jede geheime und süße Empfindung, jedes erfreuende und erhebende Rück- und Vorwärtsdenken kömmt mir noch immer von ihr, und wird mir bis zum Grabe von ihr kommen.[1])

1) Ueber die Briefe seiner Frau vergl. an Caroline von Wolzogen a. a. O. S. 58. 62. 67 ff. 71 ff. Auf den Briefen an die Wolzogen und denen an Charlotte beruht auch übrigens der obige Text.

Für ein Gemüth, welches so gegen die Welt gestellt und so in sich gestimmt war, gab es offenbar nur noch Eine vollkommen anpassende Form. Zu dichterischer Production hatte sich Humboldt auch früher zu wiederholten Malen, und zwar allemal dann gewandt, wenn er sich am glücklichsten und wenn er den Einklang seines Wesens am reinsten empfand. Nie war dieser Einklang vollkommener und nie sein inneres Glück gesicherter gewesen, als jetzt, da es im Elemente der Wehmuth stand. Seine poetischen Versuche waren nie die Ausbrüche einer mächtig bewegten Phantasie oder drangvoller Leidenschaft gewesen; sie waren still und unscheinbar dem Boden sanfter Empfindung entsprossen. Einem solchen Dichtungsbedürfniß konnte das Alter keinen Eintrag thun: im Gegentheil, die dichterische Kraft wuchs in diesem Manne mit jedem Schritt, den er dem Grabe näher rückte. Den Kern seiner Dichtungen hatten zu jeder Zeit Ideen ausgemacht: — einzig auf die Erzeugung von Ideen, auf das Wechselspiel von Gefühlen und Gedanken arbeiteten jetzt alle seine Lebenskräfte hin. Der Mangel seiner Dichtungen war stets der gewesen, daß er zu wenig von dem Stoff des Lebens und der Wirklichkeit in sie zu verweben verstanden hatte: — Leben und Wirklichkeit hatten jetzt, in Vergangenheit umgewandelt, ihre Schwere verloren; die idealisirende Erinnerung kam jetzt auf halbem Wege der dichterischen Phantasie entgegen. Am willigsten endlich naht die Muse den Liebenden; wie mancher Jüngling, dem ein Lied an die Geliebte, und niemals ein zweites gelang! Wo war ein Liebender, der tiefer und inniger geliebt hätte? Was war alles Feuer einer ersten jugendlichen Neigung im Vergleich zu der Inbrunst, mit welcher Humboldt über das Grab hinaus an derjenigen hing, die das Glück seines Lebens gewesen war?

Aus Allem daher, und zwischen Allem, was er trieb und dachte, was sich in ihm regte und was ihn umgab, wuchs eine unendliche Saat der Dichtung empor. Nach seinem eignen schönen Vergleich: den Schwänen gleich, die erst im Angesicht des Todes „des Busens Fülle erschließen“ und singend in die Lüfte senden „nur was gereift das Leben aufgesammelt,“ — so heftete er nun, und nun erst, alle die Bilder, Ideen und Erinnerungen, die er durch ein langes Leben still in sich fortgesponnen hatte, in unzähligen Liedern fest. Jeder Tag trug ein Sonett. Ungesucht und ohne Absicht begegnen ihm

unaufhörlich „des Gesanges Weisen;" wie Träume, die die Phantasie zusammenweht, schlingen sich von selbst die Reime zusammen; er dichtet, weil er dichten muß. Was unwillkürlich der Brust entsprießt und im Entstehen nur kaum von dem Innern sich loslöst, ist natürlich auch nur bestimmt, in die eigne Empfindung wiederzurückzuklingen. Er dichte, sagen die Sonette selbst, nicht für fernhin künft'ge Zeiten; er allein doch könne den Sinn enträthseln, der oft in seines Liedes Worten tief verborgen liege. Vielleicht zwar möge freundliches Gefallen eine kleine Anzahl retten, — eine Erinnerung für diejenigen, die nach seinem Laut verlangen; alsdann:

„Wie Stimme aus dem Grabe wird erschallen
Bald diese leichtgeschlungne Liederkette
In Tageseil' geborener Sonette,
Verborgen den vor mir Entschlafnen allen."

Mit dem tiefsten Geheimniß deshalb umgab er diese ganze Production. Sie fällt ausschließlich in die Zeit von Ausgang des Jahres 1831 bis wenige Wochen vor seinem Tode. Aus dem Gedächtniß dictirte er die Sonette, wie sie am Tage entstanden waren, bisweilen in später Nacht, seinem vertrauten Secretär in die Feder. Jedes Hundert wurde abgesondert und dann erst einer flüchtigen Correctur unterworfen. Nicht eher als nach seinem Tode wurde das Kästchen, in welchem sie aufbewahrt waren, durch jenen Vertrauten den Seinigen bekannt. Nun indeß sollte auch dem Publicum dieser Schatz nicht verloren sein. Alexander von Humboldt verdanken wir die Veröffentlichung einer Auswahl von mehr als viertehalb hundert jener merkwürdigen Gedichte.[1])

Humboldt selbst erzählt irgendwo, daß er wiederholt, fast von seiner Kindheit an, Tagebücher angefangen und sie immer nach einiger Zeit wieder verbrannt habe. Die Auffassung, daß wir in den Sonetten nichts Anderes als ein letztes, ein poetisches Tagebuch vor uns haben, liegt nahe, und giebt den allein zulänglichen Maaßstab der Beurtheilung an die Hand. Es verhält sich ähnlich mit ihnen

1) Nicht völlig so viel finden sich in den G. W., wo sie als poetische Zugabe je am Schluß der einzelnen Bände auftreten. Gesammelt und vermehrt wurden sie später mit einem Vorwort des Bruders, Berlin 1853, herausgegeben. Man vergl. dies Vorwort sowie das zum 1. Bande der G. W.

wie mit den Sonetten Milton's. Ihr poetischer Werth ist unzertrennlich von der Beziehung auf die Persönlichkeit des Dichters. Kaum ein einziges, welches, blos ästhetisch betrachtet, einen ganz ungetrübt poetischen Eindruck machte. Kaum ein einziges, wiederum, welches uns nicht menschlich irgendwie ansprechen müßte. Was bei einer kritischen Betrachtung zuerst in's Auge fällt, sind die prosodischen und sprachlichen Härten, doppelt anstößig bei einer Dichtungsform, welche gerade durch den Wohllaut der Sprache und den Klang des Reims zu bestechen die Absicht hat. Allein die Sonette selbst entschuldigen sich, und wir müssen die Entschuldigung gelten lassen. Schöner sei es freilich, wenn wie von selbst Idee und Sprachform zusammenstrebe; allein nur dem wahren Dichter sei dies gegeben, und Mühe ringe vergeblich danach. Der Vers soll nicht zum Prokrustesbette für die Gefühle und Gedanken werden; nur in leichte Schranken gilt es diese zu heften: mit dem Laut soll der Sinn versöhnen. Und dennoch: würde nicht eine minder beengende Versweise leichter zu einiger Vollendung haben gebracht werden können? Warum mußte, im Widerspruch mit der ernst-innerlichen Absicht des Dichters, gerade die selbstgefällig-coketteste Form, und warum sie ganz ausschließlich gewählt werden? Nur die Eigenthümlichkeit Humboldt's nur die Art und der Grad seines poetischen Vermögens giebt hierauf die erklärende Antwort. Ohne Zweifel war ihm die Vorliebe für eine so ganz romantische Weise durch das Studium der Italiäner angeflogen. Allein was ihn daran reizte und dabei festhielt, war doch nur dasselbe, was ihn einst bei der Nachbildung Aeschyleischer Verse zum Rigoristen gemacht hatte: die Achtung vor der Regel und das Bedürfniß des Zwanges, verbunden mit dem sinnlichen Wohlgefallen an der Musik der Sprache. Er griff diesmal nach einer weicheren Form, weil alles in ihm selbst weicher und musikalischer geworden war. Er griff nach der schwierigsten und bindendsten Form, aus dem Gefühl, daß er eines äußeren Halts bedürfe, um nicht durch die Beschaffenheit seines Stoffes und die geringe Schwungkraft seiner Phantasie in das Element der Prosa herabgezogen zu werden. Wie die Wahl der Sonettform, so die Behandlung derselben. Beides bezeichnet die Mitte, auf der er schwankend zwischen Prosa und Poesie stand. Es giebt unter diesen Sonetten viele, die man, um sie besser zu genießen, in Versuchung geräth, in unge-

bundene Rede aufzulösen. Es gab schon in dem Versuch über die Staatswirksamkeit und es giebt ebenso in der Kawi-Einleitung Stellen, die durch Reim und Rhythmus nur gewinnen würden. Ein Dichter zu heißen hat dieser Mann keinen Anspruch. Nur um so mehr ist er eine dichterische Natur; er lebt, er existirt von dem Stoffe, aus dem die Dichter bilden; sein bestes Gedicht, unübersetzbar durch tausend Sonette, ist das Ganze seiner Individualität. Es ist unzweifelhaft richtig, was Alexander von Humboldt bemerkt: wer die Sonette vereinzelt liest, findet sich durch die Mängel der Form in jedem einzelnen abgestoßen; wer sie im Zusammenhang liest, wer sie wieder und wieder liest, vergißt unwillkürlich jene Mängel und gewinnt die edle und reine Dichternatur lieb, die allen zu Grunde liegt: er sieht nicht mehr die Gedichte, er sieht nichts als dies unerschöpfliche Dichten und das in unzähligen Strahlen sich brechende, unaufhörlich vom sanften Wellenschlag der Empfindung bewegte Gemüth.

Einen Vortheil jedenfalls brachte die gewählte Form mit sich. Wir wissen, in welche Weiten Humboldt in Prosa wie in Versen zu gerathen fortwährend in Gefahr war. Ist doch dies tägliche Dichten und das tausendfache Wiederholen der Einen monotonen Form nur in anderer Weise dieselbe Erscheinung. Er wird nie fertig, er hat sich nie ganz ausgesprochen; er dichtet heute, was er gestern gedichtet; immer wieder kehrt er zu denselben Themen, in das Geleise derselben Reime zurück. Aber so nur im Ganzen. Jedes einzelne Mal nöthigt ihn die bündige und festgeschlossene Form zu Vollendung und einheitlicher Begrenzung. In den fertigen Rahmen muß sich das Bild hineinpassen. Es gelingt. Fast immer schließt sich mit dem letzten Reim auch der Gedanke oder die Empfindung. Man kann mit gleicher Wahrheit sagen, daß jedes dieser Sonette mit allen im Zusammenhang steht und daß jedes eine Einheit für sich bildet.

Nicht ebenso bestimmt wie der äußerliche, ist der innere Charakter der Sonettform. Sie eignet sich am meisten für dasjenige, was wir epigrammatische Lyrik nennen möchten, für Empfindungsausdrücke, die sich an einen einzelnen Gegenstand anlehnen und durch diesen genöthigt werden, sich so zum geschlossenen Bilde abzurunden, wie es von der anderen Seite durch die Strophenzahl und das

Gesetz der Reimverschlingung gefordert wird. Dieser epigrammatische Charakter nun ist in der That in unsrer Sonettsammlung der vorwiegende. Die meisten dieser Gedichtchen sind musikalische Epigramme, — Epigramme, nicht im Sinne Martial's und Lessing's, aber in ähnlicher Weise wie die Stücke der griechischen Anthologie und wie Göthe's venetianische Epigramme. Von der mannigfachsten Art sind zunächst die Gegenstände, die zum Anknüpfungspunkt oder zum Leitfaden für die dichterische Aeußerung werden. Eine allerreichste Fundgrube dafür ist die äußere Natur. Es ist der Himmel oder das Meer, Wolken und Sterne, Bäume und Blumen, was sich zum Bilde gestaltet. Es ist jetzt wieder ein Gemälde, eine Statue, eine Dichtung oder eine einzelne dichterische Figur, was mit den Reimen des Sonetts umschlungen und bekränzt wird. Häufig liegt die subjective Beziehung schon im Gegenstande selbst. Wir treten mit dem Dichter in die düstre Cypressenallee, die zum Grabe der Geliebten führt oder unter die rauschende Eiche seines Gehöftes. Der See mit seinen Schwänen, die Säule, welche die Spes trägt, sein Haus, sein künftiges Grab, seine Baguette, sein Hausrock, — nichts, was ihn nicht dichterisch anregte. Die kleinen Ereignisse seines engbezirkten Lebens, ein Spaziergang gegen Sonnenuntergang, oder ein Traum, der ihm die für immer Entschwundene auf Augenblicke in das Land der Lebendigen heraufgezaubert hat, werden zu Sonetten. Seine Reisen, sein einsames Nachdenken, seine Lectüre, seine wissenschaftlichen Beschäftigungen versehen ihn mit Stoff. Der ganze Kreis seiner Ideen und mit ihnen seine Lieblingsbilder und Lieblingserinnerungen kehren wieder. Neben den Gestalten des griechischen Mythus erscheint die Scenerie des indischen Lebens; mit dem Geheimniß der Kunst das Wunder der Sprache; die Auen von Erfurt und die Berge Thüringens, die Gegend von Albano und der Grabhügel seiner Kinder in Rom. Ebenso mannigfach ist die epigrammatische Wendung, welche diesen Dingen gegeben wird. Zuweilen enthalten die Verse nichts als die schlichte Exposition des Gegenstandes: es sind poetische Unterschriften, welche anspruchslos das aufgestellte Bild begleiten. Ein andermal stellt die lyrische Empfindung den Gegenstand selbst in Schatten. Am häufigsten endlich wird Sache oder Bild nur benutzt, um eine tiefere Gedankenbeziehung herauszukehren. Schon damit im Grunde, schon durch das Ueber-

gewicht der ernsten Reflexion, wird der natürlichen und nächsten Bestimmung des Sonetts Gewalt angethan. Sehr oft würden wir die Form der Distichen oder die reimlosen Jamben der Anthologie angemessener finden. Aber es giebt andre unter diesen Gedichten, die weder lyrisch noch epigrammatisch sind. Die gewohnheitsmäßige Sonettform wird zur Caprice, wenn sie auch da angewandt wird, wo wir eine Fabel oder eine Legende zu lesen bekommen; sie erscheint mindestens fremdartig bei denjenigen Stücken, welche übrigens durch Ton und Inhalt den Charakter griechischer, indischer oder sonst welcher orientalischer Dichtung nachahmen wollen.

Wie dem jedoch sei: die Sonette Wilhelm's von Humboldt sind zusammen mit den „Briefen an eine Freundin" diejenigen Denkmäler seines Geistes, durch die er den Heutigen bei Weitem am bekanntesten geworden ist und die ihm auch bei Solchen Verehrung und Theilnahme erweckt haben, denen seine wissenschaftlichen und philosophischen Arbeiten ihrer Natur nach unzugänglich bleiben mußten. Jene sind zu einem Laienbrevier, diese zu einem Erbauungsbuch für Frauen geworden. Es sind Tagebuchblätter und Monologe. Durch die in beiden enthaltene Selbstschilderung ist wunderbarer Weise ein Mann, der sich gegen die Menschen im Ganzen mehr als irgend ein Andrer zu verschließen pflegte, nach seinem Tode vollständiger bekannt geworden als selbst der heilige Augustinus, als Rousseau, als alle diejenigen, welche sich am meisten vor den Ohren der Welt zu beichten angelegen sein ließen. Auch für uns eröffnet sich durch diese nachgelassenen Blätter noch ein letzter Blick auf das Ganze seiner Erscheinung; auch wir dürfen an dem Leitfaden dieser unverdächtigsten aller Confessionen die späteste mit der gesammten vorausgegangenen Entwickelung des Mannes noch einmal zusammenknüpfen.

Es ist ein oft wiederholtes Wort der Rahel: Humboldt sei „von keinem Alter" gewesen. Früh und spät versichert er selbst den Freunden und Freundinnen, daß er völlig und ganz der Alte sei, und im Gedichte preist er sich glücklich, daß er seiner Jugend durch's Leben treu geblieben, daß er unverbrüchlich Einer Richtung gefolgt sei. Der Zug der Nadel nach Norden und der Lauf der Sterne kann nicht zuverlässiger sein, als die Treue seines Gemüths und die Dauerhaftigkeit seiner Empfindungen. Er trägt einen Schatz von Liebe durch's Leben; Keinen, der ihm je nahe stand, ist er im Stande

aufzugeben oder zu vergessen; seine Freundschaften werden nur durch den Tod, — auch durch den Tod nicht abgebrochen. Was einmal Wurzel in seinem Herzen geschlagen hat, einem tiefen und festhaltenden Herzen, das geht niemals ein, sondern wächst in immer frischen Trieben. Wie gegen Andre, so gegen sich selbst. Er hatte frühzeitig sein Leben auf einen Plan und auf ein Princip gestellt: niemals, selbst unter mannigfachen äußeren Ablenkungen, hatte er diesen Plan innerlich aufgegeben. Es bestand ihm das Leben nicht aus dem Stückwerk aneinandergereihter Tage und Stunden: es galt ihm als ein Ganzes, als eine zu durchmessende Arbeit, als ein „Act, der wohl geführt und wohl geschlossen sein wolle." Alles daher, was ehemals angeknüpft ist, wird bis an's Ende fortgesponnen, Alles was in der Anlage verheißen ist, kömmt im Verlaufe zur Ausführung. Derselbe unbesiegbare, durch Ehren und Erfolge nicht zu bestechende Individualismus spricht aus den Bekenntnissen seines Alters wie aus denen seiner Jugend. Auf hundert Blättern wiederholt er bis zuletzt das alte Geständniß von dem unvergleichlichen Werth der Ideen. Als Jüngling schon weiß er sich in eine freie Mitte zwischen die Armseligkeit der Aufklärung und die Trübseligkeit des Mysticismus zu stellen; nun wird er ergriffen von den wahlverwandten Einflüssen der Zeit, von einer zugleich milden und erhabnen, zugleich hellen und tiefen Philosophie, von dem Humanismus der Alten, von dem Schönheitsideal der Dichter; mit diesem geistigen Besitz erfüllt, geht er seinen Weg bis an's Ziel; er erhält sich frei auch von einer neuen Scholastik und von einem neuen Mysticismus: — in unveränderter Gesundheit steht seine geistige Constitution zwischen den beiden Extremen, des „Nüchternen und Trockenen," des „Schwärmerischen und Wesenlosen." Das, in der That, ist die Diät, die ihn nicht altern läßt. Das Alter pflegt grämlich und ungerecht, selbstisch und eigensinnig zu sein. Ueber dem Alter dieses Mannes ruht unverwischt der Hauch der Jugend und der offene Muth des Mannesalters. Er kann nicht finden, daß die Menschen und die Zeiten, unter denen er jung war, besser gewesen, als die gegenwärtigen. Wie lieb ihm die Vergangenheit ist, er ist darum doch kein laudator temporis acti; er erkennt mit offenem Blick, daß die neue Generation durch die Schule der Leiden und der Opfer ernster und sittlicher als die alte geworden. Wohl scheut er jetzt die unmittelbare

Berührung mit den Menschen, aber nur gewachsen ist bei alle dem seine Liebe zu den Menschen, seine Theilnahme, seine Dienst- und Hülfswilligkeit. Wohl ist er der Erde abgewandt, wohl sieht er über das Leben hinaus: — sein Bestreben bleibt nichtsdestoweniger bis auf den letzten Athemzug, „um sich her in Liebe und Pflicht zu wirken," oder, wie er es ein andermal ausdrückt, „ein auf das Leben gerichtetes Bestreben, das Leben abzurunden und ein inneres Ganzes daraus zu machen."

Und doppelt hat das Wort der Rahel Recht. Nicht alt geworden war dieser Mann, weil er in vieler Hinsicht niemals jung gewesen war. Wie er sich das eine Mal rühmt, an Lebendigkeit nicht verloren zu haben, so gesteht er dann wieder und mehrere Male, daß eine gewisse Art von Lebendigkeit ihm zu keiner Zeit eigen gewesen sei. Schon in Pyrmont fand die Freundin dieselbe „heitere Ruhe" in dem Wesen des Zwanzigjährigen, die aus den Briefen des Sechzigjährigen athmet. Heftige Begierden, sagt er von sich selbst, und leidenschaftliche Aeußerungen seien ihm jederzeit fremd gewesen, und leicht, fügt er hinzu, könne dies in einem „Mangel an Feuer" liegen, dessen der Mann zu vielen der wichtigsten und ernsthaftesten Dinge bedürfe. Es ist so. Jene ästhetische Fassung, zu der unsre Literatur sich aus dem Sturm und Drang der Leidenschaft hindurcharbeitete, — ihm war sie, — eine Mitgift mehr zum Glück als zur Größe — gleich bei der Geburt bescheert worden. Wenn er „heitere Ruhe" jetzt als die Grundlage des glücklichen Lebens rühmt, so nennt er dies zwar selbst die Abendansicht des Lebens, aber eine Ansicht doch, die ihm immer nahe gelegen und die natürlich aus seinem Temperamente erwachsen sei. Nichts häufiger in den Briefen wie in den Sonetten, als daß er die Macht des Willens verherrlicht. Er rühmt sich, daß er ihn fort und fort gestählt, um sich Muth und Geduld zu eigen zu machen. Er erzählt, wie er sich früh gewöhnt habe, hart gegen sich selbst zu sein. Er habe, sagt er, damit angefangen, sich selbst zu kennen und sich selbst zu beherrschen; kein Mensch könne sich klarer durchschauen, keiner sich mehr in der Gewalt haben. Es scheint, die ganze Härte des Kant'schen Moralismus sei hier personificirt. Die Wahrheit ist, daß man an Kant's praktische Vernunft nur erinnert wird, um viel mehr noch an die Ethik des Aristoteles erinnert zu werden. Die Wahrheit ist:

um sich nicht zu zwingen, um sich nicht Gewalt anzuthun, hätte dieser Mann mit Gewalt aus seiner Natur heraustreten müssen. Jene rigoristischen Maximen, jene Praxis der Selbstbeherrschung ruht ganz und gar auf dem Grunde natürlicher Anlagen. „Meine Gelassenheit," sagt er, „ist gar kein Verdienst, sondern ein Glücksvorzug des Temperaments." „Meine Geduld," sagt er ein andermal, „hat mir nie Mühe gekostet, ich möchte sie mir angeboren nennen." Er ist nie gereizt, er ist selten verstimmt. Er ist begabt zum Glücklich-, und er ist geboren zum Tugendhaftsein.

Gerade bei einem solchen Zusammenstimmen aber von Naturanlage und grundsätzlichem Bemühen muß das Alter als die eigentlich vollendende Lebenszeit erscheinen. Keine Beleuchtung, welche diesem Charakter zuträglicher und günstiger wäre als die Abendbeleuchtung. Er selbst, wenn er durch einen Zauberstab machen könnte, daß er den Rest seiner Jahre in jugendlicher Kraft und Frische verleben könnte, würde von dem Zauber keinen Gebrauch machen. Mit Recht. Denn nun erst, ganz so wie der Stagirit es fordert, ist die aus dem Grunde der Natur erwachsene Tugend von der hellsten Einsicht begleitet, nun erst ist sie durch Gewohnheit und Uebung zur bleibenden Haltung geworden. Allezeit war mehr vom Nestor als vom Achilleus in ihm. Nun erst, da er sich aus dem Strom des Lebens an's Ufer gerettet hat, erscheint er ganz als der, der er ist. Nur diese Einsamkeit und diese Art der selbstgewählten Beschäftigung stellt eine solche Lebensansicht und eine solche sittliche Haltung in das ihr wahrhaft gemäße Element, — in das Element der Ideen und der Contemplation. Wie anders in der Mittelzeit seines Lebens! Nur die wunderbarste geistige Kraft hatte ihn in Stand gesetzt, zugleich den Anforderungen der Wirklichkeit und zugleich seinem inneren Ideal gerecht zu werden. Die „Briefe an eine Freundin" enthalten hierüber die merkwürdigsten Geständnisse und Aufklärungen. Sein Leben war ein Doppelleben, sein Wesen ein Doppelwesen gewesen. Neben einander lief die Reihe seines äußeren und seines inneren Thuns. „Man kann," sagt er, „ein ganz inneres Leben fast den ganzen Tag fortführen, ohne in seinen Arbeiten oder in seinem Berufe dabei zu verlieren oder gestört zu werden." Er habe die Gewohnheit erlangt, sagt er an anderer Stelle, daß ihn irgend welches äußere Thun oder Verkehren mit Menschen in dem, was in seinem

Innern vorgehe, weder störe noch unterbreche, ja daß oft, indem er ein langes Gespräch führe, seine Ideenreihe ganz entfernt vom Gespräch fortgehe, ohne daß er deshalb zerstreut erscheine. Eine solche Spaltung hatte seinem Wesen jenen dämonischen Anstrich gegeben, den Viele vorzugsweise an seinem Auftreten ergriffen und scheuten. So organisirt mußte der Mann sein, der die politische Praxis nicht anders betrieb, als Sokrates, wenn er unter den Prytanen saß oder Kriegsdienste that. Vielleicht auch, daß sich aus dieser Doppelseitigkeit mancher Zug greller Sinnlichkeit erklärt, den man neben so sublimer Geistigkeit zu verstehen am meisten Mühe hat. Man muß sich, um über diesen Punkt hinwegzukommen, an die Satyrgestalt des Sokrates, muß sich daran erinnern, wie sich auch in der Schule des Aristipp und in der des Antisthenes die Sokratische Tugend seltsam verzerrte. Noch besser vielleicht erinnert man sich an die Rede der Mantineerin Diotima von dem Eros, der, von dem ganz sinnlich Schönen beginnend, sich stufenweise zu dem unsinnlichen und an sich Schönen erhebt. Denn offenbar, in den Tiefen der Humboldtschen Individualität war dies Auseinander und Nebeneinander seiner echten und seiner unechten Natur durch das Band der ästhetischen Empfindung vermittelt. Und so verknüpft, mochten dann beide Seiten ineinanderspielen und ihn bald in die Stimmung der Ironie versetzen, bald ihn zum heitersten Humor reizen. Es ist merkwürdig, wie wenig von diesem Verhalten des Mannes in seine schriftlichen Aeußerungen übergegangen ist. Wer nur den Schriftsteller kennt, ist schwerlich im Stande, sich seine Gesichtszüge zu einem Lachen bewegt vorzustellen. Am meisten begegnet uns noch der Ton gutmüthiger Schalkheit in den Briefen an die Prinzessin Louise. Wenn er dieser den Wiener Congreß als eine Fundgrube von Heiterkeit bezeichnet, so mögen wir wohl ahnden, wie er in munterer Gesellschaft, nach dem Ausdruck der Rahel „Menschen zu Meerkatzen verglich" oder, nach Varnhagen's Erzählung, seine Reisegefährten auf dem Wege von Frankfurt nach Paris durch frevelhaft-humoristische Paradoxien in die lachlustigste Stimmung versetzte. Ueber die Quelle aber dieses Verhaltens klären uns seine eignen Geständnisse auf's Vollständigste auf. Es sei das, sagt er, der poetische Grund des Lebens, immer über den Sachen und Begebenheiten zu stehen und nicht von ihnen gedrückt und gebunden zu werden. So löse sich der

Ernst immer in Scherz auf, ohne sich doch in Scherz zu verlieren. Diese Aeußerung gegen die Wolzogen bildet gleichsam den Text, den er gegen die andere Freundin vielfach auslegt und weiterentwickelt. Mehr als billig sei es seiner Natur eigen, „das Leben wie ein Schauspiel anzusehen." Selbst in Lagen, wo er auf ernsthaftes Mithandeln angewiesen gewesen, habe ihn diese Freude am bloßen Zusehn der Entwickelungen der Menschen und Ereignisse nie verlassen. Alle Wirklichkeit wirke durch das Medium der Phantasie auf ihn; die Lust an dem rein ausgeprägten Charakter der Menschen und der Dinge überwiege bei ihm ihr unmittelbares Gefühl auf ihn und das Verhältniß, in dem sie zu ihm stünden. Seine erste Empfindung, wenn ihn etwas Unangenehmes befalle, sei ein Reiz, über sich selbst zu lächeln, — und wie diese Geständnisse weiter lauten.

Diese Methode nun der poetischen Auffassung der Wirklichkeit hat jetzt aufgehört, zweideutig und paradox zu sein. Es ist nur noch die Diplomatie der Freundschaft, wenn er einem Gentz gegenüber versichert, daß er sich nicht denken könne, in eigentlichen Ansichten von ihm zu differiren, daß er im Grunde über alle Dinge zwei Ansichten habe u. s. w. Denn übrigens überhebt ihn seine nunmehrige Lage aller scheinbaren sowohl wie aller wirklichen Sophistik oder Frivolität. Die Gefahr, der seine Natur ihn ausgesetzt hatte, mit den Dingen in jener ironischen Weise zu spielen, welche die Blasirtheit der Romantiker zu einem eignen Standpunkt der Weltbetrachtung und Weltbehandlung ausprägte, ist verschwunden, seit er nur noch mit demjenigen beschäftigt, nur noch von demjenigen umgeben ist, was an sich schon auf poetischem und ideellem Grunde steht. Der poetische Humor hat sich überwiegend in poetischen Ernst verwandelt. Die Farbe seines Idealismus ist reiner geworden, seit er der unmittelbaren Berührung mit der Wirklichkeit enthoben ist, und sie hat gedunkelt, seit der unersetzliche Verlust ihn getroffen hat. Durch den Schmerz, welchen keine Zeit heilen kann, durch das Gefühl unendlicher Wehmuth empfängt sein Wesen eine letzte Läuterung. Seine bleibende Stimmung ist ähnlich wie sie auch in Rom nach dem Tode seines Knaben gewesen. Durch alles Glück seines inneren Lebens klingt der idealisirte und wieder poetisch gewandte Kummer hindurch. Mit aller Kraft der Empfindung weilt und hängt er über diesem Kummer. Er schließt sich eng an ihn an, er weiß sich ganz

mit ihm zu durchdringen. Denn auch der Schmerz, sagt er, „hat eine hohe läuternde Kraft, ja eine unaussprechliche Süßigkeit, wenn er sich, wie Epheu, um's Herz rankt; er hat, selbst wenn er untergräbt, sein eigen sprießendes Leben." Durch eine ganze Reihe von Sonetten tönt diese Wehmuthsmelodie bald heiterer, bald dumpfer, bald feierlicher, bald weicher hindurch.

Auch der Schmerz eine Quelle der tiefsten Befriedigung, Gleichgewicht des Wesens auch mit dem, was Verlust des Wesens ist! — einen volleren Beweis, daß dieser Mann zum harmonischen Abschluß mit sich selbst gekommen ist, kann es nicht geben. Wie seine Studien, seine Ansichten und Ueberzeugungen flüssig in einander übergehn und um Einen Mittelpunkt sich sammeln, so rundet sich sein ganzes Sein zu vollendeter Harmonie ab. Wie unbestimmt und wie vag, wie idealisirend oder wie enthusiastisch es klinge: es giebt keine andere Formel der Charakteristik für Humboldt. Jene schöne Menschlichkeit, welche darzustellen die Dichter bemüht gewesen waren, jene reine und ächte Modernisirung des Hellenischen: hier ist sie persönliche und lebendige Wirklichkeit geworden. Was uns während des Verlaufes dieser Lebensentwickelung als unabläßiges und bewußtes Streben begegnete, — es ist jetzt erreichtes Ziel. Erinnern wir uns, was er ehedem an Schiller geschrieben hatte: nur in freier Thätigkeit oder in freiem Genuß lohne es sich zu leben, schlechterdings widerwärtig dagegen sei ihm diejenige Lebensauffassung, welche, ohne überwiegenden Genuß, blos Arbeit gebe und wo der Zweck der Arbeit die Befriedigung des Bedürfnisses sei. Genau dieselbe Ansicht kehrt jetzt in den Aeußerungen seines Alters wieder. Er wird nicht müde, zu wiederholen, daß er von dem Verlangen zur Wirklichkeit und zum Genießen, im gemeinen, im modernen Sinn des Wortes, sein ganzes Leben hindurch sehr frei gewesen, daß das „Bedürfen" mehr als Alles seinem Gefühle zuwider sei. Daher das Ablehnen fremden Trostes, daher die Pein, welche ihm zu sichtbar hervortretende Pflege und Sorge Andrer um sein körperliches Befinden verursacht. Daher die Indifferenz gegen Glück und Unglück, gegen Schmerz und Schmerzlosigkeit. Daher seine Gleichgültigkeit gegen Dank und Ruhm. Er rechnet nicht auf Dank bei Andern: er ist selbst der Dankbarste. Keiner ist so wenig bedürftig, und doch Keiner so in sich befriedigt und glückselig, Keiner so empfänglich für

jede Lebensfreude, und doch Keiner so unbekümmert um das, was man Vergnügen nennt; Keiner ein solcher Verächter des Glücks und doch Keiner wiederum ein so dankbarer Verehrer desjenigen Glücks, das sich ungesucht einstellt, des „recht reinen Glücks," wie er sagt, „das die Götter uns schicken, ohne daß der Mensch das Mindeste dazuthut." So zu empfinden vermag nur ein harmonisch gestimmtes Gemüth, nur eine der griechischen wahl- und wesensverwandte Individualität. Nur Eines ist dabei wohl zu beachten. Jene auch den Griechen eigne Verachtung des Bedürfens und der direct auf Befriedigung des Bedürfnisses gerichteten Arbeit, jene ideale, ästhetisch-ethische Behandlung der Verhältnisse des öffentlichen wie des Privatlebens hatte ohne Zweifel ihren eigentlichsten Grund in dem Geistescharakter jener Nation; aber sie erhielt sich und sie wurde befördert durch einen äußerlichen Umstand. Kunst, Staat und Philosophie der Griechen ruhte auf der Basis der Wohlhäbigkeit und der Freiheit. Eine Ansicht wie die des Platon, daß es der geringste Werth der Astronomie und Geometrie sei, Steuermänner und Feldmesser zu bilden, eine künstlerische Behandlung der Wirklichkeit, wie sie bei'm Aeschylus oder in andrer Weise bei'm Aristophanes erscheint, das Alles war nur dadurch möglich, daß diese Männer von der Noth des Lebens frei und der Arbeit um die tägliche Existenz überhoben waren. So paradox es klingt: mit der oft angefochtenen Vertheidigung der Sclaverei steht und fällt die ganze Philosophie des Stagiriten, und schwerlich würden uns jene Stellen in seiner Metaphysik entzücken, in denen die Philosophie als die allein freie, würdige und göttliche Wissenschaft gepriesen wird, wenn wir nicht jene barbarischen Argumente seiner Politik mit in Kauf nehmen müßten. Fast genau so ist der Fall mit dem Manne, der, wie kein Zweiter, ein Geistesverwandter der Griechen war. Nur auf dem Boden offenbar der wohlhäbigen Existenz, nur in einer Lage, die ihn vollkommen unabhängig stellte, konnte in Humboldt eine Denkweise gedeihen, welche die äußere Unabhängigkeit durch die innere adelte und die Bedürfnißlosigkeit zur Pflicht und Gesinnung umstempelte. Zu einem solchen Verächter des gemeinen Bedürfens kann nur derjenige in der Regel sich bilden, der leicht, was er bedarf, ja im Ueberfluß sich verschaffen kann. So heiter resignirt gegen Verlust und Unglück wird in der Regel nur der, der zu darben nicht ge-

wöhnt ist und welcher von schmählichen Schicksalsschlägen verschont blieb. Sowohl die Tugend dieses Mannes wie sein Glück ging sicherlich aus der Schönheit seiner Seele hervor; aber selbst zur Formirung dieser Schönheit gehört unzertrennlich jene Reichlichkeit des Besitzens und jene Leichtigkeit der äußeren Existenz. Immer wieder wird man an jene Schilderung der Verbindung von Glück und Tugend erinnert, wie sie Aristoteles in echt griechischem Sinne und aus dem bewußtesten Verständniß des griechischen Geistes und Lebens entwirft. Auch in dieser Schilderung ist die philosophische Beschauung der höchste Gipfel von Beidem. Auch in dieser Schilderung ist der Tugendhafte vor Allem entsagsam und genügsam, aber sein Glück muß gekrönt sein durch die Umgebung mit den Gütern des Lebens, mit dem Behagen guter Tage und der Theilnahme redlicher Freunde.

Immer wieder freilich wird man von diesen Betrachtungen zu dem Anblick des inneren Seins dieses Mannes, und zwar um so mehr zurückgetrieben, weil seine eigenen Aeußerungen fast ausschließlich dieses beleuchten. Ein Commentar zur Aristotelischen Ethik, sind dieselben doch zugleich mehr als dies. Die antike Haltung bekömmt einen Zusatz moderner Bewußtheit. Jene sittliche Schönheit, welche das Ideal der attischen Philosophie war, erscheint vertieft durch die ethischen Anschauungen Kant's und Schiller's. Die Beschauung, in der sie sich gipfelt, hat jenes vergeistigte Aussehn, das uns bis zur Rührung in der Ethik des Spinoza ergreift. Ein Zug endlich tritt zu dem Allen hinzu, den man versucht wäre, christlich zu nennen, wenn er nicht sichtbarer noch in der Besonderheit deutscher Gemüthsweise begründet wäre, ein Zug der Milde und Innigkeit, der zuletzt doch, gerade in dieser Nüancirung, Humboldt allein angehört. Zahlreich sind die Stellen, in denen der „sittlich-schöne Charakter" im bestimmtesten Anklang an die klassischen Ausführungen Schiller's gepriesen wird, in denen mit dem ganzen Nachdruck der durchempfundenen und durcherprobten Ueberzeugung die Sätze wiederholt werden, die in den Horenaufsätzen, und schon vor den Horenaufsätzen auftraten. Aber der ganze individuelle Hintergrund, aus welchem die Handlungsweise, die Ideen, die Forschungen und das Dichten dieses Mannes hervorging, thut sich auf, ein letztes Licht fällt eben damit zurück auf die Methode wie auf die Resultate seiner wissenschaft-

lichen Arbeiten, wenn er, noch tiefer aus sich selbst herausredend, die eigenste Structur seines Innern uns bloslegt. Der Mensch, wenn er irgend ein innerliches Leben gelebt habe, müsse sich ein geistiges Eigenthum von Ueberzeugungen, Gefühlen, Hoffnungen, Ahndungen gebildet haben: willig, und ohne ihn zu stören, schließe sich dann an den Kreis dieses Besitzes auch die Wehmuth an. Und er schildert weiter diese ideale Atmosphäre, in welcher die Seele in stiller Heiterkeit athmen könne, er schildert sich und die Harmonie seines Wesens, wenn er hinzufügt, wie darin der Gedanke mit der Empfindung zusammenschmelze. „Diese Verschmelzung," so schließt er, „enthält das wahre Mittel aller wahrhaft hülfreichen Beruhigung. Der Gedanke verliert in ihr seine Kälte, und die Empfindung wird auf eine Höhe gestellt, auf der sich die verletzende einseitige Beziehung auf das persönliche Selbst und den Augenblick der Gegenwart abstumpft."

Bei solchem Zusammenhang aber aller Seiten des Gemüths, — wie hätte sich nicht auch die letzte Lücke noch schließen sollen, die vielleicht früher am meisten dem harmonischen Abschluß seines Wesens gemangelt hatte? Immer war an ihm ein stark markirtes Uebergewicht des Individualismus hervorgetreten. Dem Jüngling war „die Kraft des Individuums" heiliger gewesen als die „Allgemeinheit der Anordnung," und seine jugendliche Staatstheorie trug durchaus die Spuren dieser individualistischen Einseitigkeit. Noch dem Greis, es ist wahr, besteht der „letzte Zweck alles Daseins im Individuum." Schon der Umstand indeß, daß er sich praktisch am Staat und an der Welt versuchte, hatte ihn allmälig dahin gebracht, im Weltlichen der „Allgemeinheit der Anordnung," dem Rechte und der Bedeutung des Ganzen mehr einzuräumen. Stärker noch und in noch weiterem Sinne lehrt ihn die Stille seines Alters nach einem Gegengewicht gegen jenen Individualismus greifen. Zu der Ehrfurcht, die er vor dem Ganzen des Staates gewonnen, gesellt sich jetzt, mit den Jahren und mit der Einsamkeit wachsend, die Liebe zur Natur. Briefe und Gedichte sind Zeugniß, wie er sich der Natur um so viel näher anschmiegt, als er von den Menschen sich abwendet. Die ewigen Sterne des Himmels, die bewegliche Welle des Meeres, das Farben- und Gestaltenspiel der Wolken, die an die Scholle festgebannten, vom Winde gebeugten Bäume, die regelmäßige Wiederkehr der Jahreszeiten und wie aus Morgen und Abend der

Tag, aus Tagen und Nächten das Jahr wird, — das Alles wird ihm zum Symbol seiner Stimmungen, zum Spiegel seiner Ideen. Er lebt mit der Natur im Ganzen und Großen, er sinnt sich in ihr Walten hinein, — ähnlich wie die Waldsiedler am Ganges oder die Klausner des Montserrat. In der That, in demselben Punkte begegnet sein Geist der Natur, wo sich der sinnende Geist der Inder den Eindrücken des Himmels und der Erde aufschloß. Er selbst spricht es aus, was die Natur ihm ist. So sehr auch der Mensch für den Menschen das Erste und Wichtigste sei, so müsse man doch oft wieder erst in der Natur ein höheres und über die Menschheit waltendes Wesen anerkennen, ehe man zu dem Menschen zurückkehre. An diesem Gefühl nun bricht und berichtigt sich sein Individualismus. Alles, was von falschem und empfindsamem Subjectivismus noch in ihm sein könnte, wird in dieser Hingebung an das Naturleben herausgeläutert. Man lese die Reihe von Sonetten, welche die Ueberschrift Lea tragen. Es bedarf keines Scharfsinns, um zu entdecken, daß sich unter diesem Namen Frau von Varnhagen verbirgt. Humboldt hatte die Rahel kennen gelernt, noch ehe er zur Universität nach Göttingen ging. Monate lang hatte sie mit der Humboldt'schen Familie in Paris gelebt. Auch später, in Berlin, hatte man sich oft, regelmäßig und gern gesehn. Immer war Humboldt durch den liebenswürdigen Charakter der Frau, durch ihre Originalität und ihr lebendiges, Alles aufregendes Gespräch angezogen worden. Er schätzte ihren Geist, er anerkannte jenen oft paradoxen und oft verletzenden all' ihrem Thun und Sagen aufgeprägten Zug der Wahrhaftigkeit. Nichtsdestoweniger hatte er diese seltsame Natur sich niemals vollständig assimiliren können. Von dem letzten Grunde der zwischen ihnen bestehenden Kluft, deren er sich jetzt bei der Lectüre ihrer nach ihrem Tode von Varnhagen herausgegebenen Briefe von Neuem bewußt wurde, geben die Sonette Rechenschaft, und Rechenschaft ebendamit von dem Zuge, welchen er stärker jetzt als früher nach dem allgemeinen das Einzelleben in sich befassenden Leben des Ganzen empfand. Was ihn an dem Wesen der Rahel verletzt, ist jene spröde Eigenartigkeit, die sich trotz alles Wahrheitsdranges nie mit reiner Hingebung in's Gegenständliche und Allgemeine zu erheben vermag. Es ist das schöne, in sich gesättigte Gleichmaaß seines eignen Geistes, welches gegen den einseitigen, unbefriedigt aus sich herausstrebenden

und unbefriedigt zu sich zurückkehrenden Subjectivismus Rahel's Protest erhebt:

„Zwei Punkte sind im menschlichen Gemüthe,
Von welchen aus der Weg zum Tiefsten führet:
Das Ich, in dem das Forschen sich verlieret,
Das All, der Götterkraft freiwill'ge Blüthe.

Du hast gelebet in des Ichs Gebiete,
Hast jeder seiner Falten nachgespüret,
Gefühlet alle Flammen, die es schüret;
Kein Blick sieht mehr, wie er hinstarrend brüte.

Allein des All, in dem das Ich sich findet,
Doch daß darin es ist, als Ich nicht fühlet, —
Nie wölbte sich hervor aus Deinem Wesen.

Vertraut mit Allem, was die Brust durchwühlet,
Mit jedem ird'schen Tragen und Genesen,
Bliebst fremd Du dem, was überirdisch bindet."

Ein Bekenntniß wie dieses bedarf keines Commentars. Im Zusammenschluß des Ich und des All vollendet sich die Harmonie seines inneren Lebens. Sein ästhetischer Individualismus nimmt auf einmal, in das Element der Innerlichkeit und Beschaulichkeit gestellt, die Farbe der Frömmigkeit an. Wir bemerkten dies Hinüberschwanken aus der ästhetischen in die religiöse Empfindung schon da, wo wir ihn, im Genuß der römischen Existenz, auf dem Gipfel der künstlerisch-poetischen Befriedigung erblickten. Die Muße des Alters und die mit ihr gegebene innere Sammlung ist mehr als Rom. Noch stärker und entschiedner daher verdichtet sich jetzt das Gefühl der Harmonie im Ich und der Harmonie des Ich mit dem All zu jener echten Frömmigkeit, welche Schleiermacher einem Geschlechte gepriesen hatte, das die Religion verachtete, weil es sie mißkannte. In der That, die Frömmigkeit Humboldt's steht genau an dem Punkte, sie ist genau aus der Quelle entsprungen, die auch den „Reden über die Religion" ihren Ursprung gegeben hatte. Nur daß sie in der gedrungenen Individualität Humboldt's einen noch üppigeren Boden, einen volleren und ausgebreiteteren Inhalt hat. Ununterscheidbarer noch als selbst bei dem früheren Schleiermacher, unzertrennlicher ebendeshalb und dauernder hängt bei ihm die ästhetische mit der religiösen Andacht, die Vertiefung in die Gottheit mit der

Auffassung des Universums als des lebendigen Leibes der Gottheit zusammen. Er ist wenig in Gefahr, aus Frömmigkeit wieder vielgläubig zu werden, von der Religion von Neuem in die Phantasie- und Verstandesmythologie der Dogmatik hinüberzugerathen. Nicht durch die künstlichen Fäden der Dialektik braucht er die Kluft zu überspinnen, welche bei Schleiermacher Denken und Thun von dem frommen Gefühl scheidet. Innig ist bei ihm das religiöse mit dem Reflexionsleben verschmolzen: seine Frömmigkeit ist schlechterdings nichts Andres als die letzte, freiwillig sich erschließende Blüthe seines ganzen voll und lebendig empfundenen Wesens.

Nicht von einer Umwandlung daher, von einer Bekehrung etwa des Unfrommen, ist hier die Rede. Er war noch immer nicht frömmer als es auch Spinoza war, und er war noch immer so gut heidnisch wie er es jemals gewesen war. Jeder Mysticismus stößt ihn nach wie vor ab; er bedürfe, sagt er irgendwo, Klarheit der Gedanken und des Bewußtseins und daß nichts in ihm ohne seinen bestimmten, wohlgeordneten Willen vorgehe. Mit aller Neigung, sich gelegentlich ein Hereinragen des Uebersinnlichen in das Sinnliche vorzustellen, behauptet er doch zugleich seinen köstlichen Skepticismus; sein Glaube an Geister und Geistererscheinungen gleicht einem hartnäckigen Unglauben daran auf ein Haar. Noch in einem seiner spätesten Briefe spricht er sich klar und stark gegen eine „gewisse falsche Verschmähung der Erde“ und gegen jene irrige Beschäftigung mit einem überirdischen Dasein aus, die den Menschen der Pflicht des Lebens entziehe oder doch das Herz nicht dazu kommen lasse, die irdischen Wohlthaten der Vorsehung recht zu genießen. Seine Frömmigkeit ist Dankbarkeit und Heiterkeit, sie ist weder Selbstquälerei noch Quälerei Gottes. Seine Theorie von dem Wesen und der Stellung der Religion ist kaum alterirt im Vergleich zu derjenigen, die er in seinem jugendlichen Versuch über die Grenzen der Staatswirksamkeit ausgesprochen. Noch immer ist der Gedankenkern seines religiösen Glaubens gut Kantisch. Noch immer ist ihm das Wesen der Religion nur zur Empfindung vertiefte Sittlichkeit. Religiöse und moralische Bildung erklärt er ausdrücklich für wesentlich identisch. Ob ein sittlicher Mensch auch nothwendig ein religiöser sein müsse, erscheint ihm als eine unnütze Frage. Denn die wahre Sittlichkeit, meint er, setze in ihren höchsten Principien eine solche An-

erkennung von dem Verhältniß des Menschen zu dem, was über die Endlichkeit hinausliegt, voraus, daß sie selbst nothwendig Religion sei. Ebensowenig stehen ihm Religion und Kunst in irgend einem Verhältniß des Gegensatzes; die wahre und echte Poesie weilt ganz und gar in demselben Gebiete wie die Religion; zum Beweise dafür citirt er die großen Tragödien des Alterthums und der neueren Zeit; sie alle, sagt er, „beruhen auf der Vorstellung der Abhängigkeit des endlichen Menschen von einer unendlichen Macht, und auf der Nothwendigkeit, das Endliche dem Ueberirdischen zum Opfer zu bringen.“ [1])

So beschaffen ist die Frömmigkeit und so beschaffen ist die Religionstheorie Humboldt's. Sein Frommsein ist weder etwas Apartes noch etwas Neues. Das einzig Neue besteht darin, daß ganz von selbst die Andacht und Innigkeit, die ihm von jeher eigen gewesen, ihren Stoff mehr dem Ueberirdischen entnimmt, mehr in der Ahndung als in der Anschauung webt. Er liebt es jetzt mehr als sonst, auch die Sprache der Religion zu sprechen. Ausdrücklich vergleicht er seine inneren Zustände mit denen „der recht frommen Menschen.“ Mit Absicht bedient er sich des Ausdrucks, daß der Mittelpunkt seines Bestrebens der sei, „das Heil seiner Seele“ zu besorgen, und dann wieder des andern, daß er „nach dem Frieden trachte, den die Welt nicht geben könne.“ Fast gleich geläufig ist ihm die fromme Anschauung, welche der alten, und die, welche der christlichen Welt angehört. Bald wendet er Christliches, ohne daß dadurch ein Hiatus in seinem Gefühl entstünde, in's Antike herum, bald wieder giebt er dem Antiken eine Wendung in's Christliche. Die Ergebung in die Fügung des Schicksals bildet das Thema vieler seiner Sonette, aber ebenso gern und oft spricht er in der Sprache des christlichen Glaubens das fromme Vertrauen aus, daß über dem Menschenschicksal „die ewige Güte wacht.“ Vielmehr aber, die Macht der tiefsten, reinsten und menschlichsten der Religionen macht sich siegreich auch an diesem stärksten und eigengebildetsten Geiste geltend. Es ist eine liebenswürdige Herablassung, wenn er sich anschickt, der Freundin auf

1) Vergl. außer zahlreichen Stellen der Briefe an eine Freundin das von Alexander v. Humboldt in der Vorrede zu der Sonettsammlung mitgetheilte Fragment „Ueber das Verhältniß der Religion und der Poesie zu der sittlichen Bildung“ a. a. O. S. IX ff.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ihre Bitte irgend eine neutestamentliche Stelle zu erklären. Es ist mehr als Herablassung, wenn er wiederholt der christlichen Auffassung von dem Verhältniß des Menschen zur Gottheit das Wort redet, wenn er vor allen anderen den Bildern und Lehren des Neuen Testaments den Vorzug giebt, als denjenigen, in welchen seiner eigenen Stimmung und Meinung am meisten entsprochen werde.

Und wie hätte es auch anders sein können? Lehrt doch keine Religion wie diese, dem „Hängen an der Welt" entsagen, weiß doch keine wie diese in der rückhaltslosen Hingebung des Selbst an die Gottheit zugleich den unendlichen Werth der Persönlichkeit zu achten und zu schätzen. Gerade dies aber war es, worin nothwendig die Frömmigkeit dieses Mannes culminiren mußte. Er konnte nur fromm sein, wenn ihm gestattet war, sich von allem Aufgeben seiner endlichen Eigenheit immer wieder in einem Gefühle und einer Idee zu sammeln, die ihm den Besitz seiner wahren Individualität zurückerstatteten. Aus dem Grunde seiner Frömmigkeit steigt die Hoffnung auf Unsterblichkeit, der Glaube an eine persönliche Fortdauer auf. Zu dieser Hoffnung und zu diesem Glauben drängt Alles in ihm hinaus. Nur hier lösen sich die Probleme seiner geschichtsphilosophischen Betrachtungen. Nur im Jenseits findet jenes „Hinausblicken über das Irdische" ein festes Ziel. Zum Jenseits hebt ihn die Liebe zu der Verlorenen und die Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit ihr. Der Glaube an das Leben nach dem Leben ist für ihn ein Postulat der Liebe und des Gedankens. So tritt er in einer Reihe von Sonetten auf. So berührt er ihn häufig in den Briefen an Charlotte, so namentlich in einem Brief an die Wolzogen. „Ich habe," schreibt er, „von Jugend auf eine große Zuversicht zu der Kraft des Gedankens gehabt, und die Zuversicht wächst, wenn man sich eines Gefühls in sich bewußt ist, das nicht so stark, so dauernd sein könnte, wenn es nicht Stoff der Ewigkeit in sich trüge. Eine wahrhaft empfundene Liebe kann nicht untergehn. Die Kraft, die über das Grab hinausträgt, liegt in ihr." Es ist im weiteren Verlauf dieser Stelle, wo zugleich das individualistische Motiv dieses Glaubens besonders stark hervortritt. So mächtig ist das Gefühl der Individualität in diesem Manne, daß es sich zu dem paradoxen Gedanken zuspitzt, es könne die Fortdauer nach dem Tode auch wohl ein durch das Leben errungenes Vorrecht Einzelner sein. „Es giebt,"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sagt er, „eine geistige Individualität, zu der aber nicht Jeder gelangt, und diese, als eigenthümliche Geistesgestaltung, ist ewig und unvergänglich. Was sich nicht so zu gestalten vermag, das mag wohl in das allgemeine Naturleben zurückkehren."

Man sieht an dieser Wendung, und sieht nicht an ihr allein, was es mit dem einzigen Glaubensartikel des Mannes für eine Bewandtniß hatte. Auch sein Glauben war nur zweifelndes Ahnden und Hoffen, resignirtes Wünschen und Sehnen. Von Ueberzeugtheit wird er immer wieder zu skeptischer Erwägung, von der Skepsis zu neuer Ueberzeugung zurückgeworfen. Im Schwanken gerade zwischen Glauben und Unglauben thut er sich ein Genüge. Aus Frömmigkeit glaubt er: er ist frömmer, wenn er auf die beseligendste seiner Hoffnungen verzichtet. „Ich muß offenherzig gestehen," so lautet das edelste und schönste seiner Bekenntnisse, „daß ich, wäre es auch unrecht, nicht an einer Hoffnung jenseits des Grabes hänge. Ich glaube an eine Fortdauer, ich halte ein Wiedersehen für möglich, wenn die gleich starke gegenseitige Empfindung zwei Wesen gleichsam zu Einem macht. Aber meine Seele ist nicht gerade darauf gerichtet. Menschliche Vorstellungen möchte ich mir nicht davon machen, und andere sind unmöglich. Ich sehe auf den Tod mit absoluter Ruhe, aber weder mit Sehnsucht, noch mit Begeisterung."

An einen Mann, welcher dergestalt mit vollendetem Gleichmuth und in der Haltung der uneigennützigsten Frömmigkeit selbst über sein Liebstes sich zu erheben vermochte, — an einen Solchen hatte die Erde nichts mehr zu fordern. Das Leben hatte ihn fertig gemacht. Der Tod fand einen vollkommen vorbereiteten Menschen.

Mit den Beschwerden des Alters verkündete sich das Annahen des Todes. Plötzlich, und zwar seit dem Hingange seiner Lebensgefährtin, hatten dieselben sich eingefunden. Die überangestrengten Augen, schon in früherer Zeit öfter leidend, begannen stumpf zu werden, und, um sie zu schonen, wurde manche Stunde der strengen Arbeit entzogen und jenem stillen Nachdenken zugewandt, das ihm so süß war und das er so fruchtbar zu machen verstand. Aber auch die Hand versagte den Dienst, je länger, je mehr machte sich eine allgemeine Unbehülflichkeit und Ungelenkigkeit der Glieder bemerklich. Immer hatte dieser Körper den Eindruck gemacht, daß er die Behausung eines rastlos und gleichmäßig arbeitenden Geistes sei. Die

hohe, etwas zurücktretende Stirn, die großen, herausdrängenden Augen, die Ruhe der Mienen, die zarte Bläſſe des Geſichts, die vorgebogene Haltung der hageren Geſtalt — Alles verrieth die Herrſchaft einer mächtigen und unbeſieglichen Intelligenz. Jetzt indeß erſchien der Rumpf noch ſtärker gebückt, der Schritt kürzer und unſicherer; man bemerkte ein immer zunehmendes Zittern der Glieder und ein Schwanken des Hauptes; die ſanftſchneidende Stimme klang noch feiner und leiſer als früher. Das allgemeine Befinden Humboldt's war bei alle dem wenig verändert. Er beſaß eine zähe, nervenſtarke Conſtitution. Die regelmäßige Lebensweiſe, der Aufenthalt im Freien, die täglichen Spaziergänge wirkten wohlthätig. Noch ſtärkere Mittel wurden nicht ohne Erfolg verſucht. Alle Schwächen, die ſich zeigten, deuteten auf ein Leiden des Rückgrats. Auf Anrathen des Arztes fügte ſich daher Humboldt zum Gebrauch eines Seebades. Er beſucht zum letzten Mal 1830 Gaſtein; von ſeiner Tochter begleitet, reiſt er ſtatt deſſen in den nächſten Sommern nach Norderney. Es ſind die einzigen Reiſen, die er noch unternimmt; nur ungern trennt er ſich jedesmal von der Heimath: die liebere von den beiden Hälften, in die ſich jetzt ſein Jahr theilt, ſind die zehn Monate ungeſtört ruhigen Aufenthalts auf ſeinem Landſitz. Im Sommer 1833 endlich nimmt er Abſchied vom Meere; zum erſten Mal bringt er das folgende Jahr ganz in Tegel zu. Immer zwar hat ſich die Heilkraft des Seebades in ſeinen unmittelbaren Nachwirkungen fühlbar gemacht: im Ganzen ſind ſeine Gebrechen in langſamem aber unaufhaltſamem Fortſchreiten begriffen.

Da, nachdem ſie ſich im Winter 1834 auf 1835 auf beſorgliche Weiſe geſteigert haben, zieht er ſich am Geburtstage ſeiner Gattin, bei einem Gang zu der oft beſuchten Grabſtätte, eine Erkältung zu. Sein ganzer Zuſtand verſchlimmert ſich in Folge deſſen. Zufälle von Ohnmacht, die ſich ſtärker wiederholen, werfen ihn endlich, Ende März, auf ein kurzes Krankenlager, das er nicht wieder verlaſſen ſoll. Es waren zehn Tage der peinlichſten Aufregung, wechſelnder Sorge und Hoffnung für die Seinigen. Ihm aber war es vergönnt, zu ſterben, wie er oft den Wunſch ausgeſprochen hatte: mit unverminderter Klarheit des Bewußtſeins und noch das ſcheidende Leben mit heiterer Beſonnenheit beobachtend. Denn aus Phantaſien und Betäubungen erwachte er nur, um mit vollkommen freiem Geiſte

Worte des Dankes, der Liebe und des Trostes denen auszusprechen, die ihn umstanden. Mit ersterbenden Lippen wiederholte er die Sprüche alter und neuer Dichter, die ihn durchs Leben begleitet hatten, und noch zuletzt, ehe sie sich für immer schlossen, waren seine Augen auf das Bild der Theuren geheftet, mit welcher wiedervereint zu werden das süße Spiel seines Hoffens war. Am Abend des 8. April, als eben die Sonne ihre letzten Strahlen in sein Zimmer warf, hatte er aufgehört zu athmen. Er stand am Schlusse seines achtundsechzigsten Lebensjahres.[1])

Nur an Einer Stätte durfte sein Körper in die Erde gesenkt werden. Im Garten zu Tegel, an der Säule, welche die Hoffnung trägt, dort ruht an der Seite seiner Gattin auch Wilhelm von Humboldt. Es ist der edelste und erfreulichste Begräbnißplatz, den man sehen kann. Ueber seinem Grabe scheint der Entschlafene den Geist zurückgelassen zu haben, der ihn am Abend seines Lebens erfüllte und mit dem er scheidend die Seinigen mahnte, nie anders als in Heiterkeit seiner zu gedenken. Man erinnert sich an dieser Stätte nicht sowohl des geistvollen Schriftstellers, des ideenreichen Staatsmanns, des in die Tiefen dringenden Forschers, als des edlen, reichbegabten, vollendet entwickelten Menschen. Man ergreift ebendamit sein eigenstes Wesen und wird in den Stand gesetzt, ihn gerecht und wahr zu beurtheilen. Wir nennen ihn nicht einen großen Mann: wir nennen ihn einen glücklichen, weisen und guten Menschen. Die menschlichsten Schwächen wog er auf durch die menschlichsten Tugenden. Unendlich mehr wirkte er durch das, was er war, als durch das, was er schuf und handelte. Er drängte nicht sowohl seine Zeit in neue Richtungen, als er das Beste dieser Zeit in sich aufnahm, und es individuell gestaltete.

Wenn man einem solchen Mann kein Denkmal errichtet, so bedarf er auch keines. Denkmals genug, was er war, was er ist und was er der Zukunft sein wird. Denn der Huldigung und Verehrung derer bleibt er gewiß, welche sich an dem Adel seines Charakters und an der Liebenswürdigkeit seines Gemüths zu erbauen wissen. Aber auch die Wissenschaft und die Politik wird dasjenige nicht um-

---

1) Siehe die Krankheits- und Todesberichte des Arztes und des Bruders bei Schlesier II. 552 ff.

gehen können, was in seinem Wesen und Leben in die Erscheinung trat. Wenn der Glanz der Systeme vollends erblichen und das Schulgeschwätz der Sophisten verachtet sein wird, alsdann wird jene Forschungsweise im Werthe steigen, die mit lebendigem Geist nichts als die einfache und lebendige Wahrheit der Dinge sucht. Wenn die Staatskunst der Gedankenlosigkeit ihr Schicksal erfüllt und wenn der Wahnsinn der Reaction ausgetobt haben wird, alsdann wird heller das Bild des Mannes strahlen, der dem Staatsleben das Gesetz maaßvoller Freiheit einzupflanzen und die widerstrebende Wirklichkeit unter die Herrschaft der Ideen zu beugen gelehrt hat.